

Juli 7/2006

Aus dem Inhalt

Klaus Pfeffer
Von der Freundlichkeit Gottes 193

Gerd Neuhaus
Pluralistisch an Gott glauben? 195

Norbert Schuster
Zwischen Sein und Tun 200

Christoph Stender
„Frontgroup“. Religionslehrer ... 207

Maria Anna Leenen
Eine nie versiegte alte Lebensform
in neuem Gewand 214

Karl Schäfer/Ulrike Schalenbach
Kirche an einem ungewöhnlichen Ort 218

Literaturdienst:
Josef Wohlmuth: Jerusalemer Tagebuch 2003/2004
Maria Eschbach: Glauben heißt der Liebe lauschen
222

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrer Klaus Pfeffer, Charlottenhofstr. 61 (Jugendhaus St. Altfried), 45219 Essen | Prof. Dr. Gerd Neuhaus, Burgstr. 53 c, 45289 Essen | Prof. Dr. Norbert Schuster, Friedenstr. 17, 55559 Bretzenheim | Pfarrer Christoph Stender, Michaelsbergstr. 6, 52066 Aachen | Maria Anna Leenen, Postfach 1226, 49573 Ankum | Karl Schäfer, An St. Andreas 5, 51375 Leverkusen

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Domkapitular Dr. Stefan Dybowski, Wundtstraße 48–50, 14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfing 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,

Fax (0221) 1642-7005,

E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Medien GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

Von der Freundlichkeit Gottes

Die Urlaubszeit steht bevor – für viele Menschen die „schönste Jahreszeit“: Endlich für längere Zeit befreit von fast jeglichen Verpflichtungen, Zeit für sich selbst, für Freunde, Familie, Hobbies, Reisen und so vieles, was einfach nur Freude macht. Kurzum: Ich darf es mir gut gehen lassen!

Mir fällt auf, dass sich in den Wochen vor der Sommerpause in meiner kirchlichen Umgebung eine Stimmung breit macht, als befänden sich die meisten auf der Zielgeraden eines anstrengenden Marathonlaufes. Erschöpft und ausgelaugt sehnen sich viele nach dem Urlaubsbeginn: „Ich kann einfach nicht mehr, ich muss unbedingt hier raus“, so oder ähnlich lautet es in diesen Tagen.

Das Verrückte: Das Erschöpfungsgefühl wird als „normal“ empfunden, weil das Leben tatsächlich ein Marathonlauf geworden ist. Christliches Leben und kirchlicher Dienst – ob ehrenamtlich oder hauptberuflich – fordern und strengen an. Die Terminkalender sind vollgestopft – zumal es immer weniger werden, die das kirchliche Leben tragen. Wer es wagt, Grenzen zu setzen, wer den eigenen Freiräumen den Vorzug gibt und der Betriebsamkeit entfliehen will, findet wenig Unterstützung. Und wer offen zugibt, dass ein fauler Tag in der Sonne manchmal genussvoller sein kann als der Einsatz in der Gemeinde oder einem anderen kirchlichen Arbeitsfeld, muss mit Unverständnis und moralischem Druck rechnen. Geistliche Qualität scheint auch daran gemessen zu werden, wie viel geleistet, geschafft, „gemacht“ wird. Wer einen freien Tag für sich beansprucht oder dem Fußballstadion und anderen Vergnüglichkeiten den Vorzug gibt, gerät unter Rechtfertigungsdruck.

Die Frage ist nur, ob ausgelaugte, blassfarbene, gestresste und damit oft auch gereizte Menschen ein attraktives Vorbild christlichen Lebens abgeben können. Welch ein Gott verbirgt sich hinter einem Glauben, der Menschen derart fordert, dass ihnen die Lebensfreude abhanden kommt? Es ist geradezu erschreckend, wenn Priester oder andere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aufgrund ihres kirchlichen Über-Engagements ins Burn-Out-Syndrom oder in Depressionen versinken.

Wer sein eigenes Wohlergehen derart aus dem Blick verliert oder dies gar von anderen verlangt, kann dies nicht mit spirituellen Argumenten untermauern. „Es ist kein Zeichen eines starken und reifen Glaubens, wenn wir sagen, Gott hat größere Dinge mit uns vor als für unser Wohlergehen zu sorgen“, schreibt Dietrich Bonhoeffer in einer Auslegung zum 119. Psalm. Er setzt sich darin auseinander mit einer einseitigen Frömmigkeit, die die eigene Bedürftigkeit verleugnet – sie vielmehr noch in einen Gegensatz bringt zum geistlichen Leben.

Mit einer Prise Humor karikiert er eine solche Überzeugung: „Es gibt Christen, die geistlicher sein wollen als Gott selbst. Sie reden gern von Kampf, Entsagung, Leiden und Kreuz“, aber, so Bonhoeffer, es sei ihnen „fast peinlich“, wenn die Heilige Schrift vom „Glück der Frommen“ und „Wohlergehen der Gerechten“ spreche. Ihr Herz sei zu eng, „um die ganze Freundlichkeit Gottes zu fassen“ und um ihn „auch in der Fülle der irdischen Gaben zu ehren“.

Bonhoeffer will Gottes Verheißungen von „Wohlergehen, Glück und Seligkeit“ sehr

ernst nehmen und betont: „Es ist hier durchaus auch an das irdische Leben zu denken!“ Seine Gedanken können helfen, zu einem ausgewogenen Lebensstil als Christ zu finden: Natürlich soll ich mich einsetzen und engagieren, aber dafür brauche ich auch Kraft und Energie. Nur ein ausgeruhter Mensch kann etwas bewirken und bewegen. Und nur ein Mensch, der selbst Glück erfährt, kann ausstrahlen und auf andere Menschen anstecken und motivierend wirken.

In diesem Sinn haben wir alle eine ausgiebige Urlaubszeit redlich verdient. Wir dürfen und sollen diese Wochen genießen und auch in der übrigen Zeit des Jahres darauf achten, dass es uns gut geht. Um mit Bonhoeffer zu sprechen: Es geht um „Gottes Freundlichkeit“, die wir zulassen und für die wir uns öffnen dürfen. Sie kommt uns auf vielfache Weise entgegen: Jetzt in dieser unbelasteten Ferienzeit, in der Schönheit der Natur, in menschlicher Begegnung, in den unterschiedlichen sommerlichen Freuden. Freie Zeit ist geistliche Zeit!

Liebe Leserinnen und Leser,

kann in Zeiten des Pluralismus der Wahrheitsanspruch einer einzigen Religion überhaupt sinnvoll behauptet werden? Dieser Basisfrage, die durch die Untiefen der Vorschläge Inklusivismus, Exklusivismus und Pluralismus führt, geht **Prof. Dr. Gerd Neuhaus** nach, apl. Professor für Fundamentaltheologie an der Universität Bochum und Gymnasiallehrer in Duisburg.

Prof. Dr. Norbert Schuster, Ordinarius für Pastoraltheologie an der KFH Mainz, geht aus ungewöhnlicher, nämlich berufssoziologischer Perspektive an eine Bestimmung und Wahrnehmung der kirchlichen Berufe des Priesters, Diakons sowie der/des Gemeinde- und Pastoralreferentin/en heran und kommt zu provozierenden Einsichten.

Ein sicherlich ebenso provozierender Artikel aus der Feder von **Pfarrer Christoph Stender**, Hochschulseelsorger an der TH Aachen, schließt sich an. Ihm geht es um eine Aufwertung des Religionslehrers als Wissensvermittler um die zusätzliche Dimension des Glaubenszeugen in einer Zeit, da die o.g. kirchlichen Berufe zu schwinden scheinen.

Ein Glaubenszeugnis ganz anderer Art legen die Eremiten ab. Was es mit ihrer Lebensform auf sich hat, stellt die Diözesaneremitin **Maria Anna Leenen** aus dem Bistum Osnabrück vor.

Wiederum ein anderes Beispiel für Kirche in der Welt beschreiben der Pastoralreferent **Karl Schäfer** aus Leverkusen und die evangelische Pastorin **Ulrike Schalenbach**, Referentin für Frauenbildungsarbeit im evangelischen Kirchenkreis Leverkusen. Beide waren zuständig für die Präsenz von Kirche im Rahmen der Landesgartenschau 2005 und berichten von ihren Erfahrungen.

Kirche in ihren verschiedenen Daseinsformen spiegelt dieses Artikelkaleidoskop wider. Vielleicht und hoffentlich sind Anregungen für den Neubeginn nach der jetzt anbrechenden, wohlverdienten Urlaubszeit dabei.

Mit herzlichem Gruß

Ihr



Pluralistisch an Gott glauben?

Der Wahrheitsanspruch des Christentums und die pluralistische Religionstheologie

1. Außerhalb der Kirche kein Heil?

Kann nur eine wahre Religion gelten? Im Zeichen der Postmoderne zieht jeder unweigerlich den Fundamentalismusvorwurf auf sich, der sich nicht beeilt, ein Lob auf die religiöse Vielfalt anzustimmen. Denn wer will noch ernsthaft behaupten, dass es nur einen Weg zum ewigen Heil gebe? Spätestens mit seinem Toleranzdrama „Nathan der Weise“ hat G. E. Lessing gezeigt, dass ein exklusivistischer Wahrheitsanspruch dazu nötigt, aus Liebe zur Gewalt zu greifen. Denn wer einen Menschen liebt, muss zwangsläufig das Beste für ihn wollen. Das Gut ewigen Heiles ist aber notwendigerweise dem befristeten Gut eines vorläufigen irdischen Wohlergehens vorzuziehen. Wenn es aber nur einen Weg zum ewigen Heil gibt und ich diesen Weg kenne, dann ist es ein Gebot der Liebe, den anderen – notfalls sogar gegen seinen kurz-sichtigen Widerstand – auf diesen Weg zu bringen. Christen müssen in diesem Sinne „aus Liebe quälen“, weil sie „den allgemeinen, einzig wahren Weg nach Gott zu wissen wähen [...] und sich gedungen fühlen, einen jeden, der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken“.¹ Welche tödliche Gewalt in einem solchen religiösen Wahrheitsmonopol liegt, hat Lessing in seinem Drama mit der Figur des Patriarchen gezeigt. Als dieser erfährt, dass der Jude Nathan ein getauftes Waisenkind vor dem Tod errettet und als sein eigenes Kind angenommen hat, sieht er lediglich, dass hier ein „armes Christenkind dem Bund seiner Tauf“ (93) entrissen worden ist. Entsprechend lautet sein lakonischer Kommentar zum

Schicksal dieses Kindes: „Besser, es wäre hier im Elend umgekommen, als daß zu seinem ewigen Verderben es so gerettet ward“ (93).

Was Lessing hier formuliert hat, ist zunächst keine boshafte Unterstellung. Denn das Konzil von Florenz (1442) hatte seinerzeit von der „hochheiligen römischen Kirche“ unmissverständlich festgestellt.

„Sie glaubt fest, bekennt und verkündet, daß niemand, der sich außerhalb der katholischen Kirche befindet, nicht nur keine Heiden, sondern auch keine Juden oder Häretiker und Schismatiker, des ewigen Lebens teilhaftig werden können, sondern daß sie in das ewige Feuer wandern werden, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist, wenn sie sich nicht vor dem Lebensende ihr angeschlossen haben“ (DH 1351).

Deshalb sah schon Thomas von Aquin einen Akt der Nächstenliebe darin, dem Treiben von Irrlehrern gegebenenfalls auch mit Gewalt ein Ende zu setzen.²

Allerdings muss man fairerweise zugestehen, dass der Satz „Außerhalb der Kirche kein Heil“ auf die Kirchenväter zurückgeht. Er stammt von Cyprian von Karthago († 258) und ist dann über den Augustinusschüler Fulgentius von Ruspe († 526) in die theologische Tradition eingegangen. Hier war dieser Satz noch an einen weiten Kirchenbegriff gebunden, welcher die sichtbare Gestalt der Kirche von ihrer unsichtbaren Wirklichkeit unterschied und darum wusste, dass die Gnade Gottes weiter reichte als ihre kirchliche Zeugnissgestalt. In diesem Sinne sprach Augustinus davon, dass es Menschen gebe, die in der Kirche zu sein meinten, in Wirklichkeit aber draußen seien, während es andere gebe, die draußen zu sein schienen, in Wirklichkeit aber drinnen seien.³

Wenn nun das IV. Laterankonzil wie zuvor schon Konzil von Florenz das ewige Höllenfeuer auf diejenigen zukommen sah, die sich nicht vor ihrem Tod der katholischen Kirche angeschlossen hatten, dann ging es davon aus, dass in einer christlich geprägten Weltordnung der Wahrheitsanspruch des Christentums derart überzeugend vor Augen liege,

dass es nur ein Akt der schuldhaften Verweigerung sein konnte, wenn man sich der Kirche nicht anschloss. Spätestens die mit der Neuzeit einsetzende Neuentdeckung ganzer Kontinente einschließlich der sie prägenden Kulturen stellte diese Annahme jedoch in Frage. Denn wenn die meisten Menschen schon deshalb nie die Chance besaßen, sich der Kirche Jesu Christi anzuschließen, weil sie von diesem Jesus Christus nie etwas gehört hatten, dann war es schwer vorstellbar, dass sie schuldlos dem „ewigen Feuer“ verfallen sollten, das „dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist“. Entsprechend besann sich die Kirche wieder auf den ursprünglichen Kontext des Satzes „extra ecclesiam nulla salus“. So betont das Konzil von Trient gut 100 Jahre später, dass zur Erlangung des Heils nicht immer die Taufe und der sakramentale Vollzug des Glaubens gegeben sein müsse, sondern dass unter bestimmten Voraussetzungen der „Wunsch danach“ ausreiche (vgl. DH 1524 und 1543). Und im 17. Jahrhundert weist Papst Clemens XI. in diesem Sinne ausdrücklich den Satz „Außerhalb der Kirche keine Gnade“ („extra ecclesiam nulla conceditur gratia“) zurück (vgl. DH 2429). Pius IX. konkretisiert diese Differenzierung dann in seiner Enzyklika „Quanto conficiamur moerore“ von 1863.⁴ Im Jahr 1949 wendet sich sogar das Heilige Offizium in einem Schreiben an den Bischof von Boston gegen die rigoristische Auslegung, die Mitglieder des „St. Benedict's Center“ und des „Boston College“ dem Satz „extra ecclesiam nulla salus“ hatten zuteil werden lassen (vgl. DH 3866), und im Jahr 1953 wird schließlich sogar einer der genannten „Rigoristen“ exkommuniziert.⁵

Die Darlegung dieser Auslegungsgeschichte scheint mir nötig zu sein, um klarzustellen: Das II. Vatikanum hat mit seinem sogenannten „religionstheologischen Inklusivismus“ nicht einfach einen Bruch mit früheren Positionen vollzogen, sondern es hat unter den Bedingungen der Moderne auszudrücken versucht, was zu artikulieren die skizzierte Glaubensgeschichte auf ihre Weise bemüht war: Die Kirche ist ihrem *Wesen* nach die authentische Zeugnisgestalt jenes Heils, das in Jesus

Christus geschichtlich erschienen ist. Doch als eine Kirche der Menschen – und damit der Sünder – bleibt die Zeugnisgestalt der Kirche stets hinter dem zurück, wovon sie Zeugnis ablegt. Deshalb reicht die Wirklichkeit der göttlichen Gnade weiter als die sichtbare Gestalt der Kirche:

„Wer nämlich das Evangelium Christi und seine Kirche ohne Schuld nicht kennt, Gott aber aus ehrlichem Herzen sucht, seinen im Anruf des Gewissens erkannten Willen unter dem Einfluß der Gnade in der Tat zu erfüllen trachtet, kann das ewige Heil erlangen. Die göttliche Vorsehung verweigert auch denen das zum Heil Notwendige nicht, die ohne Schuld noch nicht zur ausdrücklichen Anerkennung Gottes gekommen sind, jedoch, nicht ohne die göttliche Gnade, ein rechtes Leben zu führen sich bemühen. Was sich nämlich an Gutem und Wahrem bei ihnen findet, wird von der Kirche als Vorbereitung für die Frohbotschaft und als Gabe dessen geschätzt, der jeden Menschen erleuchtet, damit er schließlich das Leben habe“ (Lumen gentium 16, Hervorhebungen von mir).

Sinngemäß gleichlautend heißt es in der Erklärung „Nostra aetate“ über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen:

„Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selber für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet. Unablässig aber verkündet sie und muss sie verkündigen Christus, der ist ‚der Weg, die Wahrheit und das Leben‘ (Joh 14,6), in dem die Menschen die Fülle des religiösen Lebens finden, in dem Gott alles mit sich versöhnt hat“ (Nostra aetate 2).

An beiden Texten fällt eine nicht relativierbare Christozentrik des kirchlichen Zeugnis-

auftrages auf. Aber genauso begegnet hier eine Selbstrelativierung der Kirche gegenüber Jesus Christus. Denn was in anderen Religionen von der Lehre der Kirche abweicht, muss deswegen noch keine Abweichung *von der Wahrheit* bedeuten. Es bedeutet zunächst einmal eine Abweichung von dem, was die Kirche „für wahr hält und lehrt“. Insofern ist das, was die Kirche *für wahr hält*, nicht notwendig mit *der Wahrheit* identisch. Entsprechend ist uns in unseren Überlegungen über den „christlichen Offenbarungsanspruch zwischen Verkündigungsauftrag und interreligiösem Dialog“ die Selbstrelativierung der Kirche gegenüber eine Wahrheit begegnet, der sie „im Gang der Jahrhunderte“ entgegenwächst (vgl. Dei verbum 8).

2. Exklusivismus, Inklusivismus, Pluralismus

Die Frage, wie sich der Wahrheitsanspruch des Christentums zu den anderen Religionen verhalte, ist in den letzten Jahrzehnten zu einem Gegenstand intensiver und teilweise auch verbissener theologischer Diskussionen geworden. Der durch diese Frage abgesteckte Diskussionsbereich hat den Begriff der *Religionstheologie* erhalten. Als Antworten auf die genannte Frage hat sich eine Dreiertypologie von Religionstheologien ergeben. Deren *exklusivistische* Variante beantwortet die genannte Frage durch die skizzierte enge Auslegung des Satzes „*extra ecclesiam nulla salus*“: Es gibt nur einen Weg zum Heil, nämlich den der katholischen Kirche, so dass ich keine Anstrengung scheuen darf, den Andersgläubigen auf den rechten Weg zu bringen. Dass diese Position in der Gefahr steht, in nackte Gewalt zu münden, bedarf keiner näheren Erläuterung.

Friedlicher ist da schon der *inklusive* Ansatz einer Religionstheologie. Er lebt zwar auch von der Annahme eines exklusivistischen Wahrheitsbesitzes, teilt die Landschaft der Religionen aber nicht mit den Kategorien von „wahr“ und „falsch“ ein, sondern kennt Zwischenkategorien von „mehr“ oder „weni-

ger wahr“. Die Wahrheit, die ich in Jesus Christus gefunden habe, wird im Modus der Annäherung – verdunkelt und in Schatten – ebenfalls in anderen Religionen wahrgenommen, auch wenn diese zu keiner adäquaten Interpretation dieser Wahrheit gelangen. Die offene Gewalt, auf die der skizzierte Exklusivismus hin angelegt ist, wird auf diese Weise ersetzt durch die friedliche, aber auch herablassende Gebärde der Duldung, welche um jene Wahrheit weiß, die der Andersgläubige nur in falscher Gestalt artikuliert.

Exklusivismus und Inklusivismus leiden in der dargestellten Sicht jedoch daran, dass sie den Andersgläubigen in seiner Andersheit nicht wirklich ernst nehmen. Während der Exklusivismus einen „Dialog“ bestenfalls als missionarische Unterwerfung unter den Monopolanspruch des eigenen Glaubens kennt, bedeutet er im Inklusivismus die pädagogische Gebärde, mit der ein Lehrer durch gezielte Fragen und Impulse seinen Schüler auf einen Erkenntnisweg lenkt, der diesen dann zu einem Erkenntnisziel bringt, an dem jener schon längst angelangt ist. Darum erscheint ein wirkliches Ernstnehmen des Andersgläubigen nur unter der Voraussetzung möglich, dass ich bereit bin, den Gott, der jede seiner begrenzten geschichtlichen Erscheinungsgestalten unendlich übersteigt, von eben diesen Erscheinungsgestalten zu unterscheiden. Dies ist die Position des *religions-theologischen Pluralismus*. Sie bedeutet die an den Christen ergehende Zumutung, dass die Unendlichkeit Gottes sich nicht auf Jesus Christus begrenzen lässt, so dass auch mit weiteren Inkarnationen Gottes zu rechnen ist. Damit gewinnt der interreligiöse Dialog die Funktion einer Horizontüberschreitung, mit der das Bewusstsein der Unendlichkeit Gottes sich stets neu der jeweiligen Verendlichkeit entwindet, die es in der einzelnen Religion erfährt.⁷

Die pluralistische Religionstheologie operiert dabei mit einer erkenntnistheoretischen Unterscheidung, deren Berechtigung, man zunächst nicht bestreiten kann. Denn von jeglicher Erkenntnis gilt, dass der jeweilige *Er-*

kennnisgegenstand von seiner Erscheinungs-gestalt unterschieden werden muss, die er für uns jeweils gewinnt. Das jeweilige *Ding an sich* ist in diesem Sinne stets anderes und mehr als seine jeweilige *Erscheinung für uns*. Ersteres erschöpft sich nicht in letzterer, und was von jedem endlichen Erkenntnisgegenstand gilt, muss dann zwangsläufig in besonderer Weise von der Unendlichkeit Gottes gelten.

3. Eine unvermutete Konvergenz von lehramtlichen und pluralistischen Aussagen

Entsprechend stellt Perry Schmidt-Leukel, der profilierteste deutschsprachige Vertreter einer pluralistischen Religionstheologie, eine bedauernswerte Verarmung des religiösen Lebens für den Fall fest, dass die Vielfalt der Religionen verschwände:

*„Dem Leser sei daher eine ganz persönliche Frage gestellt: Würden Sie es sich, tief in Ihrem Herzen, wünschen, daß alle anderen Religionen dieser Welt verschwinden und alle Menschen Christen bzw. römische Katholiken werden? Oder haben Sie das intuitive Gefühl, daß dies für das religiöse Leben auf diesem Planeten Erde eine bedauerliche Verarmung wäre? Wenn Sie letzteres bejahen, wenn Sie den Wert der Vielfalt, auch im Bereich der Religionen schätzen, dann ist Ihre Intuition pluralistisch.“*⁸

Interessanterweise kommt ein anderer Theologe, der sich allerdings mit Erfolg dagegen wehrt, für die genannte pluralistische Option vereinnahmt zu werden, zu einem ähnlich lautenden Ergebnis:

„Wer eine Vereinigung der Religionen als Ergebnis des Religionsdialogs setzen würde, kann nur enttäuscht werden. Das ist innerhalb unserer Geschichtszeit kaum möglich und vielleicht nicht einmal zu wünschen. [...] Zu fordern ist aber die Ehrfurcht vor dem Glauben des anderen und die Bereitschaft in dem, was mir als das Fremde begegnet,

*Wahrheit zu suchen, die mich angeht und die mich korrigieren, die mich weiterführen kann.“*⁹

Dieser „andere Theologe“ ist Joseph Ratzinger, jetzt Papst Benedikt XVI., der seinerzeit als Präfekt der Glaubenskongregation mit der Erklärung „*Dominus Iesus*“ der pluralistischen Religionstheologie eine deutliche Absage erteilte. Allerdings sind für ihn ein nicht-trelativierbares Ja zu der „Fülle und Endgültigkeit der Offenbarung Jesu Christi“¹⁰ und die von der pluralistischen Religionstheologie geforderte Überschreitung des eigenen Glaubenshorizontes kein Widerspruch. Ja, Ersteres fordert für ihn zu Letzterem heraus. Wie aber ist das möglich?

4. Ein anderes Offenbarungsverständnis

Der Grund dafür liegt darin, dass die Evangelien uns ein Offenbarungsverständnis zumuten, welches das skizzierte religions-theologische Dreierschema von Grund auf in Frage stellt.

Der Pluralismus geht von Offenbarung als einem Geschehen aus, das sich zwischen zwei Polen abspielt: Auf der eine Seite begegnet die Unendlichkeit des Göttlichen und auf der anderen Seite das endliche Auffassungsvermögen des Menschen, der damit zu einer nur begrenzten Wahrnehmung des Göttlichen gelangt. In diesem Sinne geschieht Offenbarung entweder *für den Menschen*, oder sie geschieht überhaupt nicht: „Offenbarung ist ein Relationsbegriff. Das heißt, Offenbarung bezeichnet eine bestimmte Beziehung zwischen dem Offenbarer und dem Offenbarungsempfänger. Oder anders gesagt, von Offenbarung kann nur dann die Rede sein, wenn die Offenbarung jemandem zuteil wird. Eine Offenbarung, die niemand erreicht, wäre keine Offenbarung.“¹¹

Nun legt aber Schmidt-Leukel mit Recht Wert darauf, Offenbarung als eine personale Selbstmitteilung zu verstehen, mit der Gott dem Menschen keine Sätze mitteilt, sondern sich ihm selbst eröffnet und ihm Anteil an seinem eigenen Leben schenkt.¹² Damit bewegt

er sich auf dem Boden des II. Vatikanums. Doch muss man gerade unter dieser Voraussetzung einräumen, dass es Offenbarung geben kann, die eben nicht ankommt oder sogar zurückgewiesen werden kann. Es gibt die ausgestreckte Hand, die abgewiesen wird, den Brief, der ungeöffnet bleibt, sowie die Ankunft an einer Tür, die auch nach mehrfachem Anklopfen mir keinen Einlass gewährt. Oder wie es im Prolog des Johannes-evangeliums heißt: „Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt. [...] Aber die Welt erkannte es nicht“ (Joh 1,10).

Offenbarung darf in diesem Sinne nicht als ein zweipoliges Geschehen verstanden werden, das nur den sich offenbarenden Gott und den menschlichen Offenbarungsempfänger kennt, sondern zwischen diesen Polen steht als Drittes das Offenbarungsmedium. In diesem Medium kann der Offenbarer sich durchaus ausdrücken, ohne dass dieser Ausdruck beim Adressaten ankommt. Und wie wir in unseren Überlegungen über Jesus Christus als Mittler und Fülle der Offenbarung festgestellt haben, gilt schon für diejenige personale Selbstmitteilung, die im zwischenmenschlichen Bereich geschieht: Ich kann ein Leben lang sukzessive in *ein* Offenbarungsmedium hineinwachsen, ohne es erkennend in all seinen Implikationen auszuloten. Insofern kann man die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der pluralistischen Religions-theologie durchaus bejahen, ohne in deren religionstheologische Konsequenzen einstimmen zu müssen. In diesem Sinne unterschied schon Paulus den Akt des Glaubens vom Schauen (vgl. 1 Kor 13,12), und wenn er zur Wandlung und Erneuerung des Denkens aufruft (vgl. Röm 12,2), dann fordert er dazu auf, immer mehr in das Christusgeschehen hinein-, aber nicht über dieses Geschehen hinauszuwachsen.

Damit ist aber noch nicht die Frage beantwortet, auf welche Weise ein endlicher Mensch zum Medium werden kann, in dem die Unendlichkeit Gottes sich mitteilt. Diese Frage wird aber beantwortbar, wenn man sich auf die theologische Grundaussage besinnt, die für Papst Benedikt zum Gegenstand seiner

ersten Enzyklika geworden ist: dass in den Zeugnissen der Bibel Gott die Liebe ist (vgl. 1 Joh 4,16). Die Größe einer Liebe wird aber in ihrer kenotischen Struktur ansichtig (vgl. Phil 2,6–8). Sie ergreift nicht Besitz vom anderen, sondern lässt sich ggf. zurückdrängen und in diesem Sinne begrenzen. Ihre Grenzenlosigkeit wird gerade darin offenbar, dass sie sich von denjenigen zurückweisen lässt, die im Sog der Sünde ihr identitätsbildendes Profil auf Kosten „der anderen“ bilden. Darum kann Begrenztheit durchaus das Offenbarungsmedium des Unendlichen sein. Insofern Jesus diese Liebe in der Gestalt des Kreuzes bezeugt, ist gerade das Kreuz die in dieser Weltzeit einzig angemessene Ausdrucksgestalt einer Liebe, welche diejenigen Grenzen überwindet, innerhalb derer wir leben.

Das religionstheologische Dreierschema von Exklusivismus, Inklusivismus und Pluralismus ist am Leitfaden der Frage entwickelt, ob „heilshafte Gotteserkenntnis“ nur in einer oder in mehreren Religionen möglich ist. Aus christologischer Perspektive ist diese Frage falsch gestellt. In Jesus Christus ist die *heilshafte Wirklichkeit* Gottes auf eine Weise gegeben, die in dieser Weltzeit nicht überboten werden kann. Die *heilshafte Erkenntnis* dieser Wirklichkeit bleibt für uns Menschen in dieser Weltzeit jedoch fragmentiert.

Anmerkungen:

- ¹ G.E. Lessing: Nathan der Weise. Zit. nach Stuttgart 1987 (= Reclam UB 3), 130 f. Die Seitenzahlen der folgenden Zitate sind in Klammern im laufenden Text angegeben.
- ² Vgl. Summa Theologiae II/II 11, 3–4.
- ³ Genauere Belege dazu habe ich vorgelegt in: G. Neuhaus: Kein Weltfrieden ohne christlichen Absolutheitsanspruch. Eine religionstheologische Auseinandersetzung mit Hans Küngs „Projekt Weltethos“. Freiburg/Br. u. a. 1999, 101 Anm.
- ⁴ Vgl. DH 2866: „Uns und Euch ist bekannt, daß diejenigen, die an unüberwindlicher Unkenntnis in bezug auf unsere heiligste Religion leiden und die, indem sie das natürliche Gesetz und seine Gebote, die von Gott in die Herzen aller eingemeißelt wurden, gewissenhaft beachten und bereit sind, Gott zu gehorchen, ein sittlich gutes und rechtes Leben

zu führen, durch das Wirken der Kraft des göttlichen Lichtes und der göttlichen Gnade das ewige Leben erlangen können, da Gott [...] keineswegs duldet, daß irgendjemand mit ewigen Qualen bestraft werde, der nicht die Strafwürdigkeit einer willentlichen Schuld besitzt.“

⁵ Vgl. den entsprechenden Kommentar zu DH 3866 durch den Herausgeber.

⁶ So der Untertitel meines entsprechenden Beitrages in Pastoralblatt 2/2006, 44–49.

⁷ Eine nicht zu unterschätzende Breitenwirksamkeit – aber auch Banalisierung – hat dieser pluralistische Ansatz durch Catherine Cléments Bestseller „Theos Reise“ (Roman über die Religionen der Welt. München/Wien 1998) erhalten. Das Flugzeug, mit dem der vierzehnjährige Theo – begleitet von seiner Tante Marthe – sich von einem Kulturkreis in den nächsten begibt, wird dabei zum modernen Anwalt des Bildverbots: Es führt Theo vor Augen, dass die Realität des Göttlichen mit keiner seiner kulturspezifischen Wahrnehmungsgestalten zusammenfällt.

⁸ P. Schmidt-Leukel: Religiöse Vielfalt als theologisches Problem. Optionen und Chancen der pluralistischen Religionstheologie John Hicks, in: R. Schwager (Hg.): Christus allein? Der Streit um die pluralistische Religionstheologie. Freiburg/Br. u. a. 1996, 11–49, 47.

⁹ J. Ratzinger: Der Dialog der Religionen und das jüdisch-christliche Verhältnis [1997]. Neuabdruck in: H. Hoping/ J.H. Tück (Hg.): Das theologische Profil Joseph Ratzingers. Freiburg/Br. u. a. 2005, 88–104, 102.

¹⁰ So die Überschrift des ersten Kapitels von „Dominus Jesus“.

¹¹ P. Schmidt-Leukel: Gott ohne Grenzen. Eine christliche und pluralistische Theologie der Religionen, Gütersloh 2005, 217. Vgl. dazu G. Neuhaus, Christlich und pluralistisch zugleich? Zu Perry Schmidt-Leukels „Gott ohne Grenzen“, in: Stimmen der Zeit 224 (2006), 348–353.

¹² Vgl. das Kapitel „Offenbarung als göttliche Selbsterschließung“ (ebd. 212–216).

Norbert Schuster

Zwischen Sein und Tun

Berufssoziologische Schlaglichter auf einzelne kirchliche Berufe

Was Identität, Selbstbewusstsein und Rollenklarheit anlangt, steht es nicht zum Besten mit den kirchlichen Berufen. Wie disparat sich allein die Wirklichkeit des Priester-Pfarrer-Berufes derzeit im deutschsprachigen Raum darstellt (ganz zu schweigen von der Situation, in der sich der Beruf des Gemeinde-, Pastoralreferenten und des Diakons befinden), hat neben diversen Studien und empirischen Grundlagenarbeiten der letzten Jahre in diesen Wochen *Raimund Hanisch* mit seiner lesenswerten Dissertation wieder plausibilisiert.¹ Auch die hier vorgelegten Überlegungen wollen einen Beitrag dazu leisten, die Lage etwas zu erhellen. Dazu wird allerdings ein nichttheologischer Zugang beschritten. Im Folgenden hat das Wort die Soziologie.

1. Berufssoziologie – das Prinzip der Sedimentation

Gegenstand der Soziologie sind die Gesellschaft als ganze (Makrosoziologie) aber auch deren (soziale) Akteure, wie Systeme bzw. Organisationen oder Personen (Mikrosoziologie). Ihr Interesse gilt dabei vorrangig den Strukturen des sozialen Handelns und den Gebilden, die sich daraus ergeben, und den Veränderungen, denen diese unterliegen. Grundsätzlich hat sie „es mit all dem zu tun, was Menschen als Wirklichkeit auszeichnen“². Darum haben sich auch neben der allgemeinen Soziologie eine Vielzahl spezieller, so genannter „Bindestrichsoziologien“, von der Agrarsoziologie und Alterssoziologie über Religions- und Rechtssoziologie bis zur Umwelt-, Verkehrs- und Wissenssoziologie herausgebildet.³ Da zur Wirklichkeit des

Menschen auch die Arbeit gehört, und vor allem deren organisierte Form als Beruf, muss es nicht verwundern, dass sich auch mit all den damit verbundenen Fragen eine eigene Teildisziplin beschäftigt, nämlich die Berufssoziologie. Ihr Thema ist im Wesentlichen „die persönliche Bedeutung und gesellschaftliche Funktion der Berufe und ihres Wandels“⁴. Dazu muss sie u. a. historisch ansetzen und etwa fragen: Wie sehen in unterschiedlichen Zeiten die je aktuellen Realisierungen der Organisationsform Beruf aus? Wie ist es in verschiedenen Epochen um die innere Ausgestaltung des Berufs bestellt? Wie sind im Lauf der Geschichte Berufe in welche wechselnden gesellschaftlichen Kontexte eingebunden?

Die Antworten, die Berufssoziologen⁵ darauf geben, verweisen in der Regel einerseits auf gravierende Unterschiede: Was unter Beruf verstanden wird, verändert sich ganz offensichtlich in beträchtlichem Maß im Lauf der Geschichte. Andererseits legen sie die Einsicht nahe, dass sich Vorstellungen vorausgegangener Epochen nicht automatisch erledigen, nur weil sie von denen neuerer Zeiten abgelöst werden: Vielmehr wirken sie auch noch in die nachfolgenden Zeiten hinein. Denn sie scheinen sich im Bewusstsein der Individuen und im kollektiven Gedächtnis von Organisationen quasi abgelagert zu haben. Vermutlich kann also das Phänomen Beruf, wie es uns heute begegnet, erst dann hinreichend erfasst werden, wenn bei seinen Beschreibungsversuchen die Sedimentierung zentraler historischer „Etappenergebnisse“ mit einkalkuliert wird. Wann kann überhaupt zum ersten Mal neben dem bloßen Dasein an sich auch von Arbeit und sogar von Berufen gesprochen werden? Welche Vorstellungen waren mit dem einen, der Muße als der Nicht-Arbeit, und dem anderen, dem aktiven sich Betätigen als dem Beruf, verbunden und haben sich infolgedessen auf der einen bzw. der anderen Seite sedimentiert?

2. Vom Verständnis dessen, was ein Beruf ist – Schlaglichter

2.2 (*Hochgeschätztes*) *Dasein versus knechtliche Arbeit*

In der Frühzeit des Menschen, zu Zeiten der Jäger und Sammler, hatte man noch „keinen Begriff von Arbeit“⁶ und daher auch keinen Anlass in der Kategorie von Berufen zu denken. – Sedimentiert hat sich also zunächst nur eine Erfahrung und zwar auf der Seite der Nicht-Arbeit: Menschsein heißt „Dasein“.

Mit der Sesshaftwerdung des Menschen, der Domestizierung von Tieren und der beginnenden Agrikultur entwickelte sich erstmals ein Verständnis von Arbeit. Kontinuität und Erfolgsorientierung gehörten zu dessen zentralen Merkmalen. Mit der Ausgliederung unmittelbar existenzsichernder Tätigkeiten aus den Verwandtschaftsgruppen und der Produktion von Nahrungsüberschuss war es dann aber vermutlich auch schon in diesen archaischen Gesellschaften möglich, bestimmte Personengruppen (mindestens temporär) vom Arbeiten freizustellen: Jagd- und Kriegsführer, Zauberer und Priester. – Damit begannen quasi zwei Sedimentationsvorgänge. Auf der einen Seite „sackte in das Menschheitsbewusstsein hinab“ ein Selbstverständnis von Nicht-Arbeit: Die „Muße zum Dasein für den Stamm“ ist fortan eine hochlegitime Daseinsweise! Auf der Seite der Arbeit begann sich in das individuelle und kollektive Gedächtnis, die Erfahrungen der Notwendigkeit von Arbeit einzuschreiben und zwar als einer notwendigerweise kontinuierlichen und erfolgsorientierten Anstrengung.

Die Antike hatte bereits einen sehr ausgeprägten Begriff von Arbeit. Sie kannte gerade in der Landwirtschaft und im Handwerk sehr differenzierte Tätigkeiten. Da sie allerdings von Knechten, Sklaven und im Krieg bezwungenen Feinden verrichtet wurden, waren sie, wie auch die von Freien geleistete Erwerbsarbeit, sozial diskreditiert. Wer arbeiten oder zum Broterwerb einem Beruf nachgehen musste, war in Athen oder Rom ein Mensch

zweiter Klasse. Nicht umsonst konnte z. B. Aristoteles dafür plädieren, die Stadt solle am besten all jene „vom Bürgerrecht ausschließen, die nicht über genug Muße zur Entfaltung ihrer Tugend und zur Teilnahme an den Angelegenheiten der Polis verfügen.“⁷ Als höchste Verwirklichung des Menschseins galt das Philosophieren. – So trug auch diese Epoche zum Verständnis von Dasein und Arbeit bei: Unter der Rubrik Nicht-Arbeit sedimentierte sie als positiv die „Muße zum Dasein für die Polis“. Unter der Rubrik Arbeit speicherte sie die Attribute „notwendig, knechtlich, käuflich“ ab.

2.2 Gottgefälliges Dasein versus gottgewollter (ebenfalls geschätzter) *vita activa*

Ersterem folgt das Christentum. Jesus war zwar von Haus aus Bauhandwerker. „Relevant“ wurde er allerdings erst als Wanderprediger, der sich nicht mittels „knechtlicher Arbeit“ um seinen Lebensunterhalt kümmern musste. Er ließ sich vielmehr von seiner Umgebung alimentieren.⁸ Dabei wird er sein kontemplatives und verkündigendes Dasein so wenig als Arbeit verstanden haben, wie jene Apostel, die später für sich reklamierten: „Wir aber wollen beim Gebet und beim Dienst am Wort bleiben.“ (Apg 6,4) Ein für die Gemeinschaft im Gebet einstehendes, über sie nachdenkendes, sie spirituell stärkendes und auferbauendes Dasein ist weder Arbeit noch im soziologischen Sinn Beruf. Es hat seine Berechtigung an sich und ist gut. Dasselbe gilt mit dem Christentum (im Gegensatz zur griechisch-römischen Antike) auch für die Arbeit. Als Ausdruck persönlicher Berufung und Lebenserfüllung („*vocatio*“) und des mit dem Gebet verbundenen Bekenntnisses („*professio*“) gilt Arbeit nun als ehrenvolle Form, sich den Lebensunterhalt durch irdische und himmlische Verdienste („*gratificatio*“) zu sichern. Ganz und gar im Zeichen einer umfassenden Aufwertung der *vita activa* in der „Welt“ ist der Berufsbegriff nun mit dem Neuen Testament positiv besetzt. – So hat diese Epoche über das frühe Christentum auf der Seite der Nicht-Arbeit die Hochschätzung der „Muße zum Dasein für die göttliche Polis“

und auf der Seite der Arbeit die *postiva vocatio*, *professio* und *gratificatio* als Sedimente in das Verständnis dessen, was Beruf meint, abgelagert.

Hatte das Christentum in seinen Anfängen noch beide Seiten gleichrangig bewertet, änderte sich dies, bis sich im Mittelalter schließlich die moralische Höherbewertung der *vita contemplativa* als *status perfectionis* endgültig durchgesetzt hatte. Damit war auf der Seite der Nicht-Arbeit ein äußerst gewichtiges Sediment hinzugekommen: Die absolute Hochschätzung der „Muße zum Dasein für Gott allein“.

2.3 In den Augen vieler sinnloses Dasein versus Erwerbsberufe

Mit der Aufklärung kam nachhaltig Bewegung in Ideenwelt und Begriffsverständnis von Arbeit und Beruf. Einerseits verlor kontemplatives religiöses „Dasein an sich“ an Wertschätzung. Andererseits löste sich der Beruf zunehmend von seiner theologischen Bestimmung. Das Moment der *professio* ging unter in der „irdischen Wettbewerbssituation“, in der die eine Arbeit(skraft) mit der anderen konkurrieren musste. Gleichzeitig kam die *gratificatio* ausschließlich in immanenter Perspektive in Blick, womit das Wort Beruf vorwiegend eudämonistisch und ökonomisch gefärbt wurde. Daneben erfuhr auch der Begriff *vocatio* eine weitreichende Säkularisierung. Danach erfolgte die Berufung zu einer Arbeit nicht mehr durch Gott, sondern durch Eignung und Neigung des Menschen. Säkular meint der Begriff Beruf also nun in erster Linie Erwerbsarbeit. Sie ist für die Existenz der Gemeinschaft nötig, soll den Menschen ernähren und ihm im Idealfall als „Medium der Persönlichkeitsvervollkommnung“⁹ dienen. – Verfolgte man auch an dieser Stelle noch einmal das Prinzip der Sedimentation, würde in diesem Fall zum ersten Mal auf der Seite der Nicht-Arbeit im Sinn eines anerkanntermaßen zu alimentierenden Daseins nichts zu Buche schlagen, außer der Tatsache, dass sie durch die dominante Perspektive auf die Arbeit indirekt negativ konnotiert wird.

Die Seite der Arbeit wird dafür umso mehr mit neuem Verständnis gestanzt. Dafür stehen dann die Begriffe: Konkurrenz, Begabung und Erwerbsarbeit zur Sicherung des Lebensunterhaltes.

In der westlich geprägten Moderne ist die marktvermittelte, berufliche Erwerbsarbeit inzwischen das Normalverständnis von Arbeit¹⁰ und darum auch die Basis gegenwärtigen Berufsverständnisses. Schon Max Webers Definition des Berufs als „jene Spezifizierung, Spezialisierung und Kombination von Leistungen einer Person [...], welche für sie Grundlage einer kontinuierlichen Versorgungs- oder Erwerbschance ist“¹¹, spiegelt dies wider. Gleichzeitig markiert sein mehr oder weniger konsequent durchgehaltener Paradigmenwechsel von der persönlichen Berufung hin zum „Mindestmaß von Schulung“ als Voraussetzung zur Erbringung beruflicher Leistungen eine weitere markante Akzentverschiebung im Verständnis des Berufs. Erwerbsarbeit ist dann Beruf, wenn ihr eine hinreichende (allgemein anerkannte und standardisierte) Qualifikation zugrunde liegt. Unbeschadet dessen konstatieren jüngste berufssoziologische Arbeiten freilich deutliche Anzeichen für einen neuerlichen Perspektivenwechsel: hin zum „reflexiven Individualberuf“. Man geht davon aus, dass der moderne Beruf zwar auch in Zukunft auf einem Kanon fachlicher Kompetenzen beruhen wird. „Die innere Struktur und das äußere Profil dieser fachlichen Kompetenzen werden (aber) [...] stärker als bisher im Gehalt persönlich aktiv ausgestaltet, als ganzes individueller konfiguriert und systematischer auf Veränderung angelegt sein. Folge ist, dass man zukünftig nicht mehr ‚eine‘ feste fachliche Ausbildung ‚hat‘ (die man mit vielen anderen teilt), sondern sein je eigenes Berufsprofil ‚machen‘ muss, und zwar als kontinuierliches Projekt mit unklarem Ausgang“¹².

3. Kirchliche Berufe – aus berufssoziologischer Perspektive

Nehmen wir nun die Befunde, die hoffentlich trotz der Eile dieses Parforcerittes durch die Geschichte der Entwicklung des Nicht-Arbeits- bzw. des Berufsverständnisses in ihrer Plausibilität einigermaßen schlüssig dargestellt werden konnten, und buchstabieren sie auf die klassischen kirchlichen „Berufe“ hin durch.

3.1 *Priester*

Der „Priesterberuf“ ist eindeutig kein Beruf; jedenfalls in berufssoziologischer Sicht. Er ist zuallererst in der Traditionslinie der Nicht-Arbeit zu sehen. Auf diesem Weg hat er als Gesamtsedimentierung so unterschiedliche Bilder wie das des Stammespriesters, des antiken Philosophierenden, des vagabundierenden Wanderpredigers und des Mönches in sich abgelagert. Wenngleich diese Bilder ineinander oszillieren, stimmen sie in zweierlei überein: in dem Bedürfnis, sich der Beschäftigung mit „Eigentlichem“ hinzugeben, und in der selbstverständlichen Erwartung, von anderen alimentiert zu werden. Priester ist eine Daseinsform. Man kann für sie, quasi im Sinne eines Komplementärbegriffs zu Funktion, den Begriff „Ontion“ prägen. Dementsprechend lehnen viele Priester für sich selbst intuitiv – und dies zu Recht – das Prinzip Funktion ab. Sie tun sich insbesondere mit der Erfordernis jener Arbeit schwer, die ihrem Dasein für das Eigentliche im Weg zu stehen scheint.

Beides hat Tradition: die der Daseinsform Priester gegenüber formulierte Zumutung von Arbeit wie der Protest gegen diese funktionale Instrumentalisierung. Erstmals nachhaltig mit Tätigkeitslisten konfrontiert sah sich die Daseinsform Priester wohl durch den Pflichtenkanon der Aachener Synode (836)¹³. Das Gebet für den, der die Gaben für das Messopfer gestiftet hatte, sowie Benediktionen aller Art waren fortan ihr „Geschäft“. Dafür wurden ihnen von den Gläubigen entsprechende Stolgebühren ent-

richtet. Weitere Funktionszuschreibungen erfuhr die Daseinsform Priester z. B. durch das Konzil von Trient. Es formulierte die Residenz- und Applikationspflicht. Das *Rituale Romanum* schließlich von Paul V. schrieb zudem 1614 den Pfarrseelsorgern die Führung von Pfarrbüchern vor. Diese Tätigkeiten wurden nun Standespflichten des (Orts-)Pfarrers und waren über das Pfründesystem abzugelten. Eine weitere Zumutung erfuhr die Daseinsform Priester Ende des 18. Jahrhunderts durch staatliche Obrigkeiten. Die „Direktivregel“ etwa von Joseph II. standardisierte die geistlichen Tätigkeiten der Pfarrer über eine Gottesdienst- und Andachtsordnung. Daneben listete sie penibel auf, was Pfarrer auf dem Feld der Volkserziehung zu leisten hatten bis hinein in den Bereich der Unterrichtung über neue Methoden, die in der Landwirtschaft anzuwenden waren. Auf diese Weise war die Daseinsform Priester in ein umfängliches Bündel von Amtspflichten aufgelöst und der Typus Beamtenpfarrer entstanden, der für die hoheitlichen Aufgaben, die er wahrzunehmen hatte, folgerichtig auch besoldet wurde.

Zumutungen, wie sie die Organisation Kirche heute ihren Priester-(Standes- und Beamten-)Pfarrern abverlangt, umfangreiche und in ihrer Komplexität ständig unübersichtlicher werdende Tätigkeiten im Bereich der Verwaltung und des Managements etwa, haben durchaus Tradition. Dasselbe gilt für die Zumutung der Rahmenbedingungen, die der Staat indirekt für die Arbeit der Priester-Pfarrer-Beamten festlegt, wenn er z. B. Qualitätsstandards für die Arbeit in Krankenhäusern oder Schulen erlässt. – Was sind Priester? Immer noch gilt: Priester ist eine Daseinsform (Ontion). Gleichzeitig erwartet man von ihm Arbeit (Funktion). An diesem Paradox droht der Nichtberuf Priester gegenwärtig zu zerbrechen. Darum sind wenigstens Hilfskonstruktionen angesagt, die das Schlimmste verhindern. D. h. den Einzelnen müssen Arbeitsbedingungen ermöglicht werden, die ihnen helfen, Ontion und Funktion einigermaßen auseinander zu halten. Darüber hinaus kann der Organisation nur empfohlen

werden, neben den Pfarrern eine genügend große Zahl an Priestern als „Spirituale“ freizustellen und sie für das bloße Dasein zu alimentieren. Es muss beides geben: die Daseinsform Priester und den priesterlichen Pfarrer.

3.2 Gemeindereferenten

Der Gemeindereferent(innen)beruf ist ein Beruf. Er steht in der Traditionslinie der Arbeit mit sämtlichen Konnotationen, die sich auf dieser Seite sedimentiert haben: die negativen „notwendig“, „knechtlich“, „käuflisch“, wie die positiven „*vocatio*“, „*professio*“, „*gratificatio*“ aber auch die von „Begabung“, „Erwerbsarbeit zur Sicherung des Lebensunterhaltes“ bzw. „Markt und Wettbewerb“. – Spätestens mit den immer größer werdenden Pfarreien Anfang des letzten Jahrhunderts wurde es notwendig, die anfallende Arbeit zumindest teilweise in beruflicher Form zu organisieren. Bedingt durch die Überlastung der Pfarrgeistlichen insbesondere in den Städten entstand hoher Bedarf an zusätzlichen Kräften. Diese wurden in bisweilen ausgesprochen mädglicher Abhängigkeit vornehmlich bei der Führung der Pfarrkartei, Verwaltungsarbeiten und den Hausbesuchen eingesetzt. Dabei standen sie von Anfang an unter dem Druck zu zeigen, dass sie ihre Arbeit zwar beruflich organisiert, aber keinesfalls käuflisch motiviert leisteten. Sie sollte vielmehr verstanden sein als Ausdruck der *vocatio* durch Gott, den sie in ihrem Tun bekannten und war dies auch noch so alltäglich und scheinbar trivial. Dafür wurden diese ersten Berufsträger in der Kirche entsprechend gratifiziert, in einem allerdings sehr geringfügigen Maß, zumindest, was die irdische Entlohnung anlangte.

Neben diesen Sedimenten liegen beim Beruf des Gemeindereferenten, wenn auch in unterschiedlichem Maß, zudem jene Momente vor, die heute einen Beruf als Beruf qualifizieren: Zuschreibung eines Aufgabengebietes, Entwicklung eines Berufsethos, Existenz eines Berufsverbandes, Normierung der Ausbildung. Sie nahm Anfang 1920 mit der Einrich-

tung des ersten Schulungskurses für weibliche Helferinnen in der Gemeindepflege ihren Anfang. Über die Gründung der Fachakademien in verschiedenen Bistümern gelangte man schließlich bis zur Errichtung religions-pädagogischer bzw. praktisch-theologischer Fachbereiche an Fachhochschulen und erreichte so die Akademisierung des Berufs. Mit den Rahmenstatuten für Gemeindereferenten/Gemeindereferentinnen fokussierte sich die Aufgabe des Gemeindereferenten auf die „allgemeine Unterstützung des kirchlichen Amtes“ und den „Aufbau und die Bildung lebendiger Gemeinden“. Gleichzeitig wurde und wird am Berufsethos gearbeitet. Außerdem gibt es Berufsverbände mit einem erstaunlich hohen Organisationsgrad.

Gemeindereferent ist ein Beruf. Allerdings steckt er gegenwärtig in einem merkwürdigen Dilemma. Er scheint den Zenit seines Verberuflichungsprozesses überschritten zu haben. Mancherorts genügen inzwischen nicht-akademische Ausbildungswege. Aus der Unterstützung des Amtes wird eine ständige Verbreiterung des Aufgabenspektrums bisweilen bis hin zu Quasi-Übernahme des Amtes. An die Stelle der Debatte über das Berufsethos tritt die Diskussion über Kompetenzen. Das Gewicht der Berufsverbände scheint zu schwinden. Gleichzeitig werden zunehmend Sedimente aus der Seite Nicht-Arbeit betont, sei es als Anspruch der Organisationsverantwortlichen oder als Artikulation der Sehnsucht einzelner Berufsträger. – Was sind Gemeindereferenten? Immer noch gilt: Es handelt sich dabei um einen Beruf. Gleichzeitig sind Tendenzen der Entberuflichung unverkennbar. Dazu trägt beides bei: die grundsätzliche Delegationen von Amtspflichten an Gemeindereferenten wie die unkoordinierte, oft auf Einzelfallentscheidungen beruhende Übertragung bislang von Gemeindereferenten beruflich wahrgenommenen Tätigkeiten an Ehrenamtler. Wer einen Beruf will, muss diesen Tendenzen entgegensteuern.

3.3 Pastoralreferenten

Der Pastoralreferent(innen)beruf ist ein Beruf. Er ist der jüngste kirchliche Beruf. Er ist akademisch-theologisch fundiert und von seinem Anspruch her funktional-spezifiziert. Seine Geschichte begann 1969 in München: „Am 30. September 1969 beschloss die Ordinariatskonferenz unter Vorsitz des Herrn Kardinal, mit dem Einsatz von Laientheologen im Gemeindedienst zu beginnen.“¹⁴ Von Beginn an ist dieser Beruf durch den Appendix „-theologe“ prononciert. Das prägt sein Verständnis bis heute signifikant. Einziges Kriterium, das z. B. im LThK genannt wird, um ihn zu qualifizieren und im Übrigen explizit von dem des Gemeindereferenten zu unterscheiden, ist genau dieses „theologische Vollstudium“. Während die Gemeindereferentin der eklesiola der Zwischenkriegszeit entstammt, verdankt sich der Pastoralreferent den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts. In dieser Zeit hat erstmals in beträchtlichem Maß die funktional differenzierte Gesellschaft auch auf die Organisation Kirche durchgeschlagen. An seiner Wiege standen also Begriffe Pate wie Funktionalisierung, Differenzierung und Spezifizierung. Im Blick auf die gesellschaftlich-kirchliche Gemengelage der damaligen Zeit bezeichnet Georg KÖHL die Einführung der Pastoralreferenten sogar als „Professionalisierungsprojekt von Seelsorge“¹⁵. Gemeint war damit jene spezifizierte Fachlichkeit, die es angezeigt erscheinen lässt, so wieder das LThK, die Pastoralreferenten überpfarreilich einzusetzen „in der Kategorialseelsorge, in der Ausbildung bzw. Begleitung von ehrenamtlichen Diensten und zur konzeptionellen Erarbeitung vor allem pfarrübergreifender pastoraler Aufgaben“¹⁶.

Pastoralreferent ist ein Beruf. Allerdings hat der Beruf inzwischen ein Problem: Im Sinne seiner ihn anfänglich qualifizierenden Spezifika scheint er mancherorts immer weniger als eine berufliche Form eingeschätzt zu werden, die es braucht und die man zudem für finanzierbar hält, um Arbeit in der Kirche vor Ort zu organisieren. Dies ist dort die stimm-

ge und zwangsläufige Konsequenz, wo man für die Verrichtung pastoraler Arbeit auf theologische Basiskompetenzen einerseits und auf Generalisten andererseits setzt. Der entgegengesetzte Ansatz, und nur der lässt diesen Beruf weiterhin als notwendig erscheinen, würde lauten: Beibehaltung des theologischen Niveaus bei noch weitaus stärkerer Spezifizierung dieses Berufes. Was ist ein Pastoralreferent? Immer noch gilt: Es handelt sich dabei um einen akademischen, potentiell sehr spezifisch einsetzbaren Beruf. Gleichzeitig sind Tendenzen zum Verzicht auf diesen Beruf unverkennbar, aber auch zunehmende Prozesse seiner Ausdifferenzierung.

3.4 Diakone

Berufssoziologische Perspektive kann den Diakon wohl kaum anders als einen klassischen Sozialberuf beschreiben. Damit ist zweierlei vorausgesetzt. Stichwort Beruf: Die formalen Kriterien für einen Beruf sind gegeben, also Normierung der Ausbildung, Zuschreibung eines Aufgabengebietes, Entwicklung eines Berufsethos, Existenz eines Berufsverbandes. All dies liegt im deutschsprachigen Raum allerdings in höchst unterschiedlichem Maß vor. Darüber hinaus „leidet“ der Diakon an der Tatsache, dass die meisten Berufsträger ihren Beruf nicht qua offizielles Arbeitsverhältnis und dementsprechend honoriert ausüben. Die Bezeichnung „Diakon mit Zivilberuf“ enthüllt quasi schon sprachlich die Tatsache, dass der ehrenamtlich ausgeübte Diakon kein Beruf ist. Beruf ist der „Zivilberuf“ des Diakons. Stichwort „Sozial“: Die Bandbreite, mit der gerade Diakone alltagsberuflich eingesetzt sind, übertrifft die der anderen Berufe noch bei weitem. Sie entspricht wenig dem spezifischen Profil, das etwa Sozialarbeitswissenschaften unter dem Begriff Sozial subsumieren und damit als Kriterium für die Eingrenzung eines Aufgabengebietes vorschlagen würden. Da zudem vermutlich die öffentlichkeitsrelevanteste Repräsentanz dieses Berufes in der Assistenz bei der Eucharistie besteht und diese wohl kaum unter die Kategorie Arbeit zu fassen ist, ver-

wundert es wenig, dass allein in dieser Wahrnehmung der Diakon keinen Beruf, sondern vielmehr eine Daseinsform darstellt.

Was ist ein Diakon? In der konkreten Praxis der Kirche ist er weitestgehend eher kein Beruf, sondern wie der Priester eine Daseinsform. Wenn der Diakon in die Gestalt einer Berufsform transformiert werden sollte, gelänge dies wohl nur in der Figur eines Sozialberufes. Hier kann man durchaus viel versprechende Ansätze beobachten, insbesondere dort, wo sich kirchliche Organisation dezidiert und explizit als diakonisch ausgerichtet formieren.

Fazit

Auch die Pastoraltheologie, die das Gesamt aller kirchlichen Vollzüge und darin beispielsweise Fragen nach hauptberuflichem Handeln reflektiert, hat es mit dem Phänomen Beruf zu tun. Insbesondere dann, wenn sie sich dezidiert als praktisch theologische Berufstheorie versteht. Dann folgt auch sie neben anderem der Prämisse der Sedimentation und versucht etwa zu erhellen, ob und wie sich ältere Berufsvorstellungen auf Idee und Ausgestaltung auch kirchlicher Berufe ggf. bis heute auswirken. Dazu ist zunächst immer ein Gang in die Geschichte des Berufes überhaupt nötig. Von dort aus gilt es die Ausgestaltung kirchlicher Berufe besonders von den Momenten her darzustellen, die sich deutlich allgemeinen Sedimentationsprozessen verdanken. Vielleicht kann eine solchermaßen berufssoziologisch motivierte Sicht der Dinge die Diskussion über die kirchlichen Berufe neuerlich anstoßen.

Anmerkungen:

- ¹ Raimund Hanisch: *In persona Christi agere*. Berlin 2006.
- ² Wolfgang Essbach: *Studium Soziologie*. München 1996, 106.
- ³ S. a. die Sektionen der DGS (Deutsche Gesellschaft für Soziologie e.V.). Der Autor dieses Beitrages ist Mitglied der Sektion Religionssoziologie in der DGS.

- ⁴ Ulrich Beck/Michael Brater/Hansjürgen Daheim: Soziologie der Arbeit und der Berufe. Grundlagen, Problemfelder, Forschungsergebnisse. Hamburg 1980, 20.
- ⁵ Die im Folgenden häufig verwendete männliche Form schließt alle weiblichen Personen mit ein (und umgekehrt).
- ⁶ Vgl. Christopher Hann: „Echte Bauern, Stachanowiten und die Lilien auf dem Felde. Arbeit und Zeit aus sozialanthropologischer Perspektive“. In: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt/ New York 2000, 23–53, hier S. 25 f.
- ⁷ Zit. nach: Wilfried Nippel: „Erwerbsarbeit in der Antike“. In: Jürgen KOCKA/Claus Offe (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt/ New York 2000, 54–66, hier S. 55.
- ⁸ Dass Paulus hier einen anderen Weg geht, muss im Rahmen dieser Überlegungen außer Betracht bleiben.
- ⁹ Thomas Kurtz: Berufssoziologie. Bielefeld 2002, 10.
- ¹⁰ Vgl., Jürgen Kocka und Claus Offe: „Einleitung“. In: Dies. (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt/ New York 2000, 9–22, hier S. 11.
- ¹¹ Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen 1985, 80.
- ¹² G. Günter Voss: „Auf dem Wege zum Individualberuf? Zur Beruflichkeit des Arbeitskraftunternehmers“. In: Thomas Kurtz (Hg.): Aspekte des Berufs in der Moderne. Opladen 2001, 287–314, hier S. 303.
- ¹³ Vgl. Concilium Aquisgranense II (836), Caput II „De vita & doctrina inferiorum ordinum“, V, Sp. 680f. In: Mansi. Sacrorum concilium nova et amplissima collectio. Bd.14, Paris & Leipzig 1902.
- ¹⁴ G. Gruber: Der Beruf des Pastoralassistenten im Erzbistum München und Freising. In: Pastorales Forum im Erzbistum München und Freising 12 (1975) Heft 1, 3–19, hier S. 3.
- ¹⁵ Georg Köhl: Entstehung und Entwicklung des Berufes „Pastoralreferent/in“. In: Clemens Olbrich/ Ralf M.W. Stammberger. Und sie bewegen sich doch. PastoralreferentInnen – unverzichtbar für die Kirche. Freiburg 2000, 52–75, hier S. 61.
- ¹⁶ LThK 7, 1444.

Christoph Stender

„Frontgroup“

Religionslehrer, die neue „Frontgroup“ auf der Bühne einer abtretenden Pastoral

*Es bleibt weiter gefährlich, denn:
Der Glaube kommt vom Hören
(Vgl. Römerbrief 10,17)*

Verlustanzeige

Die Zahl der aktiven Priester in den Gemeinden nimmt primär durch Verrentung und Tod kontinuierlich ab, von Nachwuchs weit und breit nur ganz kleine Spuren. Die anderen pastoralen Berufe (Zugang über das Diplom FH in Religionspädagogik, den Würzburger Fernkurs oder das Diplom in Theologie) sind als dauerhaft berufliche Perspektive auch nicht mehr sonderlich attraktiv, zumal sie zu bezahlen den Bistümern das Geld ausgeht, faktisch mit der Konsequenz eines Einstellungs- und Wiederbesetzungsstopps in einigen Bistümern.

Aber auch jene gehen verloren, die als Küsterinnen und Küster oder als Organistinnen und Organisten mit einem oft nur geringen Beschäftigungsumfang besonders Kindern und jungen Erwachsenen in der Ministrantenbegleitung oder der musikalischen Gottesdienstgestaltung ein wenig vom Glauben so ganz nebenbei mitgegeben haben. Sie kommen einfach nicht mehr vor aufgrund von Kündigungen und/oder Zusammenlegung von Gemeinden, denen Schließung, Umwidmung oder Verkauf von Gotteshäusern und Gemeinderäumen folgen.

Viele bischöfliche, teils auch verbandliche Bildungshäuser für Jugendarbeit und Erwachsenenbildung haben aus finanziellen Gründen dicht machen müssen, aber auch Hochschulgemeinden werden geschlossen oder zurück-

gefahren, und die Präsenz der Ordensgemeinschaften verliert sich auch immer mehr in die Verborgenheit kleiner ordensinterner Altenheime und Sterbestationen, jenseits und vergessen von einer Öffentlichkeit, in der auch die Ordensfrauen und Ordensmänner über Generationen hinweg besonders auch in der Jugendbildung und Seelsorge oft segensreich gewirkt haben.

Diese Liste des Verlustes und des Abbruchs, und im Vergleich zu den „fetteren“ Jahren muss man das auch so beim Namen nennen dürfen, ließe sich durchaus noch weiter komplettieren.

Schmale Aussichten

Die Beurteilung dieser hier nur rudimentär skizzierten Situation reicht von „Katastrophe“ bis hin zu „einmaliger Chance“ (gesund schrumpfen). Die dann folgenden Empfehlungen angesichts dieser Situation sind so vielfältig wie jene, die sich mit Lösungsperspektiven finanzieller, pastoraler, theologischer, demographischer oder soziologischer Art zu Wort melden.

Schließlich tauchen über der so tiefer gelegten Wasseroberfläche pastoralen Handelns auch Stimmen mit formalisierten Sprechblasenerkenntnissen auf wie: „Wir müssen uns auf das Wesentliche beschränken“ oder „Weniger ist auch mehr“!

Solche Ratschläge besagen doch, dass man in Zeiten finanzieller Fülle Unwesentliches im pastoralen Kontext ermöglicht hat, das jetzt einfach nur, da ja unwesentlich, gelassen werden kann.

Dass solche angebliche Folgeerkenntnis jene verletzt und vor massive soziale Probleme stellt, die diese heute „überflüssigen“ Dienste hauptamtlich und ehrenamtlich in der Vergangenheit geleistet haben, darf nicht einfach nur als Kollateralschaden bezeichnet werden.

Darüber hinaus beinhalten diese simplen und oft mit heißer Nadel gestrickten „neuen Heilslehren der Pastoral“ vom „Gesund-

schrumpfen“ und dem „sich auf das Wesentliche beschränken“ kein zukunftsweisendes Konzept pastoralen Handelns, beziehungsweise lassen eher einen Ideologieverdacht befürchten. Solche und ähnliche oft leichtfertig dahingesagten Äußerungen fördern nur noch tiefer und so nachhaltiger den Frust vieler Menschen in und mit unserer Kirche.

Die neue „Frontgroup“

Explizit dem Wesen der Pastoral der Zukunft nachzuspüren ist nicht Thema dieses Artikels. Allerdings befasst sich dieser Artikel auf dem Hintergrund des oben Ausgeführten mit einer bekannten, aber zukünftig (nicht durch Einsparung oder Streichung) sich wandelnden Facette der Pastoral. Denn diese aktuelle Entwicklung in der Gemeindepastoral, der kategorialen Seelsorge, den Kirchengemeinden und Bistümern, dieser dramatisch auf uns einstürzende Umbruch von einer nicht mehr zu finanzierenden Pastoral der Vergangenheit in eine ungewisse Pastoral der Zukunft, werfen nun ihre Schatten auf den dann wohl letzten Ort der flächendeckenden strukturellen Präsenz des Christlichen.

Denn ungeachtet dessen, was wer, wie auch immer, zukünftig als das pastoral Wesentliche definiert, bleibt uns nichts anderes übrig als zu akzeptieren, dass die „großen“ Religionsgemeinschaften nach diesen Umbrüchen nicht mehr in der Fläche unserer Gesellschaft vorkommen werden, auch wenn der Schein ihrer selbst aus der Vergangenheit noch diffus in diese Zukunft hinein schimmern wird.

Wie schon gesagt: Priester, Ordensangehörige sowie hauptamtlich tätige pastorale Laien und andere kirchliche Dienst gehören am Beginn des 21. Jh. einer aussterbenden Spezies an.

Und siehe: Da leuchtet nun in Sachen „Flächenpräsenz des Katholischen“ eine altbekanntes Licht neu auf, das des schulischen Religionsunterrichts (RU) und mit ihm der Religionslehrer (RL) und die Religionslehrerin (RL).

Damit sind aber nicht die verbleibenden Priester oder Laien im hauptamtlichen pastoralen Dienst gemeint, die nun neuerdings die Schule als ihr liebstes Feld pastoralen Handelns entdeckt hätten. Nein, diesbezüglich herrscht diesen Personenkreis betreffend primär wohl auch weiterhin vornehme Zurückhaltung.

Gemeint ist der ganz normale, allgemeine RL. Ihm wird zukünftig im flächendeckenden Schwund der bisherigen kirchlichen Vertreterinnen und Vertreter das verstärkte Interesse gelten, da er noch (staatlich) bezahlbar ist und der RU noch mehr oder weniger (landesbedingt) unumgänglich für die Schüler bis zum 14. Lebensjahr¹ sein wird.

Es gehört also keine besonders prophetische Gabe zu der Erkenntnis, dass die RL die neue kirchliche „Frontgroup“ auf der zunehmend sich verdunkelnden Bühnen der öffentlichen Wahrnehmung von Kirche sein werden, und hoffentlich auch sollen.

Eine neue Wertschätzung

Es sieht ganz so aus, als dass es eine neue Wertschätzung des RL geben wird, quasi eine Renaissance. Mit Wertschätzung und Anerkennung sind in der Regel die RL im Vergleich „neben“ den pfarrgemeindlich hauptamtlichen Laien und den Priestern von Seiten der Oberen ob ihres Einsatzes in der Vergangenheit nicht überschüttet worden.

Der RL war eben da, und da auch gewollt. Die hauptamtlich pastoral Tätigen aber waren (immer irgendwie mehr, so sagt man) mitten drin und so näher dran am pastoralen Herzstück, der Gemeinde.

Phänomenologisch wird sich dieses Bild in der Zukunft gravierend ändern! Der RL wird weiterhin da sein, und sollte mehr denn je gewollt sein. Die zukünftig noch (hauptamtlich) pastoral Tätigen werden bei den verbleibenden „Gutgläubigen“ mitten drin sein, und mit ihnen außen vor, mitten in der Gesellschaft.

Gerufen (notwendig) und gesandt (qualifiziert)!?

Dieser Wandel ausbildungstechnisch formuliert lautet: Mit dem Schwund derer, die neben ihrer universitären Ausbildung und auch noch nach der Ausbildung aufwendig außeruniversitär begleitet wurden, den heute in der Pastoral tätigen Klerikern und hauptamtlichen Laien, ist zukünftig nun denen neues Augenmerk zu widmen, die bisher besonders in der Ausbildungsphase neben dem Studium, aber auch danach, im Vergleich eher auf sich selbst angewiesen waren, und es oft auch noch sind, den RL.

Das Fortbildungsangebot für RL ist bisher, den Schwerpunktsetzungen der Diözesen entsprechend, primär ausgerichtet gewesen auf das Profil eines Inhaltsvermittlers (methodisch wie didaktisch). Der RL wird auch in Zukunft ein Wissensvermittler sein, wesentlich (und primär) aber wird er zunehmend ein Glaubensverkünder sein müssen, besser: sein sollen oder auch sein dürfen.

Gerade auf diese Aufgabe der Glaubensverkündigung im Unterricht, in einem multikulturellen und multireligiösen Schulumfeld, das zunehmend sprachloser und gewaltbereiter wird, und im Kleinen widerspiegelt, was unsere Gesellschaft im großen Ganzen ist, nämlich religiös „unmusikalisch“ aber nicht uninteressiert, muss der RL umfassender auf seine Rolle auch parallel zum Studium vorbereitet werden.

Die Verantwortung dafür obliegt in besonderer Weise auch denen, in deren Auftrag (Missio canonica) und an deren Amte anteilig die RL den RU erteilen, den Bischöfen.

Aber stopp: Der RL explizit Glaubensverkünder an den Schulen? Geht das? Darf das sein?

Schüler und RL

In vielen Gesprächen mit Studierenden, auch im Rahmen der Begabtenförderung, haben mir junge Erwachsene mit Blick auf ihre reli-

giöse Biographie häufig von der positiven Rolle des RU und ihrer RL berichtet.

Mir selbst, an unterschiedlichen Schultypen fünf Jahre lang mit bis zu 14 Wochenstunden tätig gewesen, wurde Jahre später, als aus den Schülern und Schülerinnen auch Studierende wurden, manchmal gesteckt: Ja, Sie waren für mich als Religionslehrer sehr wichtig.

Natürlich wurde in vielen dieser Gespräche der RL auch nicht erwähnt, nicht immer nur weil vergessen, sondern oft wohl auch weil besser verschwiegen.

Soweit in formloser Reduktion eine subjektive Wahrnehmung den RU betreffend.²

Hier objektiv komplettierend wird in Dokumenten der Deutschen Bischöfe sehr pointiert die Rolle des RU und der RL unterstrichen:

So formuliert, allen bekannt, die Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland 1974 in dem Beschluss über den Religionsunterricht in der Schule:

„Religionsunterricht soll zu verantwortlichem Denken und Verhalten im Hinblick auf Religion und Glaube befähigen.“ (Religionsunterricht S. 29)

Die Befähigung zum Glauben als Ziel des Religionsunterrichtes, die über das „verantwortliche Denken und Verhalten im Hinblick auf Religion“ (Religionsunterricht S. 29) hinausgeht, wird als anzustreben benannt.³

Also nicht nur die intellektuelle (kognitive) Vermittlung des Wissens über die Religion (im Sinne einer Religionskunde) wird als Unterrichtsziel benannt und somit in die Mitverantwortung des RL gelegt, sondern auch eine (mindestens) adäquate Reaktion der Pädagogin /des Pädagogen auf die aus der Wissensvermittlung potentiell entstehenden lebensrelevanten Fragen und deren Konsequenzen die „unterrichteten“ Schülerinnen und Schüler betreffend.

Die deutschen Bischöfe fragen in ihrer Verlautbarung über die bildende Kraft des Religionsunterrichtes stringent und differenziert weiter: „Wie können sie (die RL) Auskunft geben von dem Grund, auf dem sie stehen,

von dem sie sich gehalten wissen, der über alle Befürchtungen hinweg Zuversicht gibt, der zureicht für das Wagnis, andere Freiheit auch gegen sich aufkommen zu lassen, sie anzuerkennen, sich für sie verletzbar zu machen, sich ihr anzuvertrauen?“ (Bildende Kraft, 61).

Die Antwort auf diese Frage, die kurz gesagt die Frage nach dem Zeugnis des Glaubens im Religionsunterricht⁴ ist, lautet in diesem Dokument: „(Sie kann) in der Schule und im Religionsunterricht (nur) durch die Individualität überzeugender Lehrerinnen und Lehrer und durch den Verweis auf die konkrete Glaubensgemeinschaft der konfessionellen Kirche erschlossen werden.“ (Bildende Kraft, 61).

RL vermitteln einerseits Wissen die Religion betreffend, aber sie sind auch gefordert, von ihrem Glauben als katholische Christinnen und Christen Zeugnis zu geben, weil das sich selbst zum Glauben Verhalten von dem Inhalt des Vermittelten letztlich nicht zu trennen ist. RL müssen sich verhalten zu der von ihnen weitergegebenen Botschaft Jesu Christi.

Eltern, Schüler und der Staat

Die Sehnsucht in unserer Gesellschaft nach Religion steigt. Religion oder so ein bisschen Spiritualität, oder einfach nur ein Gefühl für „dieses irgendwie dahinter“. Ob das nun Gott oder Rieseneichhörnchen genannt wird, ist nicht von Belang, so irgendwas dahinten ist eben gemeint, diffus mysteriös mit etwas geteiltem Schauer auf dem Rücken.

Die klassischen „Religionsvertreter“ unserer Kirchen müssen diese Sehnsüchte betreffend feststellen, dass Kirche mit dieser neuen (alten) Sehnsucht als ehemaliger Alleinanbieter heute eher weniger gemeint ist, ungeachtet dessen, dass die katholische Kirche auf solche oft sehr diffuse religiöse „zu sehen-Süchte“ in ihrer Palette keine Angebote hat. Der katholische Glauben ist konkret und vernünftig und keine Antwort auf das in sich Diffuse.

Um so mehr liegt die Frage das Fach Religion betreffend auf der Hand, ob Schüler und indirekt auch deren Eltern noch in die Verle-

genheit gebracht werden dürfen (wollen), sich mit einer potentiell zum Glauben anstiftenden, eindeutig christlichen Botschaft, die auch noch vernünftig ist, konfrontieren lassen zu wollen. Was bedeutet, dass es hier um mehr geht als nur um eine „private“ Schule, die als ihr heraushebendes „Plus“ noch eine gesellschaftsregelnde moralische Orientierung mit Auswahlcharakter neben den üblichen Fächern zu bieten hat.

Somit kann aber auch wieder neu die (alte) Frage (z. B. der liberalen Kräfte in unserem Land) gestellt werden, ob der „tendenziell neutrale“ deutsche Staat, seine (christlichen) Wurzeln nicht verleugnend, RU weiter ermöglichen soll, wissend, dass sich nicht nur Schüler von der Botschaft Jesu Christi im RU auch anstecken lassen könnten.

Anmerkung am inneren Rand der Sache

Wenn der RL z. B. im RU die Bergpredigt Jesu auch nur vorliest läuft er Gefahr, dass die von Jesus überlieferten Worte etwas beim Schüler bewegen, zum klingen bringen könnten, einfach so.

An diese mögliche Konsequenz anknüpfend sei hier nur erinnert an ein Wort des Apostel Paulus, der in seinem Brief an die Römer (10,17) unterstreicht: „Der Glaube kommt vom Hören“. Ergo: Wer vom christlichen Glauben erzählt (z. B. der RL im RU), muss damit rechnen, das „seine Erzählung“ nicht nur den Charakter einer Information hat sondern auch die Potenz beinhaltet, zum Glauben zu (ver)föhren.

Dem vorausgehend: Wenn eine gesellschaftliche Struktur dem RL es ermöglicht, hier (beispielsweise) in der Schule vom Glauben (ganz unabhängig welche Religion gemeint ist) zu erzählen, dann muss diese Konsequenz mindesten auch einkalkuliert werden.

Rechenschaft des Glaubens

Auf diesem Hintergrund formulieren die Bischöfe in der Verlautbarung „Der Religions-

unterricht vor neuen Herausforderungen“, auch den Anspruch der Schülerinnen und Schüler, zu „wissen, wie die Religionslehrerin oder der Religionslehrer persönlich zum christlichen Glauben und zur Kirche stehen“ (Herausforderung. S. 34). Und weiter optionieren die Bischöfe, „dass die Religionslehrerin oder der Religionslehrer einen eigenen Standpunkt bezieht und für diesen auch eintritt“ (Herausforderung. S. 34).

Das im Grundgesetz verankerte Recht auf konfessionellen RU schreibt fest, dass es in unserem RU nicht primär um Religionskundeunterricht (objektiv kritische Information über die Religionen) geht, sondern um Religionsunterricht, der sich nicht neutral der Religion gegenüber verhalten kann. Damit einher geht die entscheidende Frage, die nicht nur im Kontext universitärer Qualifikation für das Fach Religion zu beantworten ist:

Wie werden die RL Rechenschaft über ihren Glauben im RU den jungen ihnen anvertrauten Menschen geben können?

Doch bei diesen und den sich daraus ergebenden weiterführenden Überlegungen muss durchsichtig bleiben, dass es immer um einen Religionsunterricht geht muss, der den gesetzlichen Ansprüchen der Beschulung in unserem Land auch weiterhin entspricht und somit keine gemeindliche Katechese, kein Kommuniionsunterricht und keine Firmvorbereitung oder ähnliches darstellt oder sogar ersetzt.

Der RL ist aus Sicht der Kirche und der Staatstragenden mutiert, wenn er auf die Praktizierbarkeit des Katholischen ausgerichtet ist und nicht auf die Reflexion der religiösen Dimension des Menschen.

Falsche Lösungen

Der RU an den Schulen, die Schulpastoral, die pfarrgemeindliche Katechese, die kategoriale Seelsorge und weitere hier jetzt nicht benannte Felder pastoralen Handelns in einem Bistum bilden zusammen das große Thema der Pastoral, das – primär durch die finanziellen Einbrüche genötigt – neu beackert werden muss.

Die beschriebenen heutigen und zukünftigen Herausforderungen (Chancen) des RU und derer, die als RL vor Ort bestehen müssen, sind aber nur ein Thema der Pastoral, wohl zugehörig zu dem Gesamthema der Pastoral eines Bistums. Somit jedoch irrt, wer nun den RU als die Lösung aller pastoralen Probleme betrachtet und den RL als den neuen Messias auferstanden aus den leeren Kassen feiert.

Die Notwendigkeit, nicht nur den RU neu zu wertschätzen, sondern den angehenden RL adäquat, das Studium begleitend, auf seine Aufgabe vorzubereiten, gründet letztlich in den stets geringer werdenden Ereignisfeldern, in denen junge Menschen auf ihre Frage nach dem Religiösen, dem Glauben und Gott ein intelligentes und herzliches Antwortangebot bekommen.

Das alles war doch schon allen klar, oder?

Wem sagt dieser Artikel eigentlich etwas Neues? (Zu erinnern ist übrigens auch so manche Zeile wert.) Ich denke eine berechtigte Frage, denn immer und überall, ob nun in Gemeinden, den Schulen selbst, von Eltern, Bischöfen, und selbst von manchen, die sich selbst als ungläubig bezeichnen, ist zu vernehmen, dass der RU wichtig ist.

Auch wenn hier jetzt nicht zu klären ist, welchen Anspruch diese Personen und Gruppen mit dem RU verbinden, fühlen sich viele der zukünftigen RL mit der zukünftigen Herausforderung des RU überfordert.

So ist es unüberhörbar, wenn Referendare und Lehramtsanwärter, die neben Religion noch ein oder zwei weitere Fächer in ihrem Programm haben, nicht nur in ihren internen Kreisen feststellen: Ich bin auf all das nicht vorbereitet.

Der RL, eine Investition in den Menschen

Kirche ist apostolisch, klug und am Puls unserer Gesellschaft wenn sie neu (mehr) in

die RL und somit in den RU und dann letztlich und wesentlich in die jungen Menschen investiert.

Ich beziehe dieses Mehr an Investition, das ich primär auf die Adresse unserer Bischöfe hin formuliere, nicht auf die Theologie an den Universitäten, Hochschulen und Fachhochschulen.

Sondern es ist dringend notwendig, neben der Ausbildung im Studium, das Studium „ergänzend“, den Lehramtsanwärtern professionelle Begleitung anzubieten.

In vielen Bistümern geschieht das schon im Ansatz in den so genannten Mentoraten für Lehramtsanwärter und Lehramtsanwärterinnen mit dem Fach Religion. Solche Mentorate müssen geschaffen bzw. in ihrem Programm überprüft werden, ob sie der Situation des RU entsprechend die RL qualifizieren, den jungen Menschen gerecht werdend im bischöflichen Auftrag RU erteilen zu können, und das nicht nur mit fachlicher Kompetenz, sondern auch mit Freude und Herz.

Mentorat, Lösungsansatz und Herausforderung

In das Programm eines solchen Mentorats sollten beispielhaft zum Standard gehören:

- Gemeindepraktika
- Exerzitien/Rekreation
- Meditation
- Interkulturelle und interreligiöse Begegnung
- Liturgie/Sakramente
- Gemeinschaftsbildende Aktivitäten wie Exkursionen
- Theologie übergreifende und verbindende Themenangebote
- Persönliche spirituelle Begleitung
- Supervision (besonders für Referendare /innen)
- Gesprächsmöglichkeiten dem „Forum Internum“ entsprechend
- Kommunikationstraining
- „Sprachkurse“ für das Religiöse

Das konkrete Konzept eines Mentorats muss den Anforderungen des jeweiligen Bistums und des Studienstandortes entsprechend vor Ort entwickelt und nach Probephasen auch ggf. korrigiert werden.

Ein Mentorat braucht darüber hinaus einen eindeutigen identifizierbaren Ort, sprich eigene Räumlichkeiten und eine Sekretariatsstruktur. In die Zukunft zu investieren heißt in diesem Falle aber auch, wache und qualifizierte Priester sowie Diplomtheologen/innen gezielt mit der Realisierung eines Mentorats zu beauftragen.

Schluss: Schülerpech?

Begegnet ein ganz wacher und netter, friedfertiger Schüler nach seinem Schulwechsel in eine Höhere Schule einem Lehrer, der auch das Fach Religion unterrichtet.

„Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber können sie mir mehr über Religion und Glauben erzählen als ich im Internet finden kann“ fragte der Schüler. „Nein“, antwortete der Pädagoge, „ich kann Ihnen auch nur die Mathematik der Religion übermitteln“. „Schade“, meinte der Schüler, „aber im Mathematikunterricht hat meine Lehrerin alles daran gesetzt die Begeisterung für Mathematik in mir zu wecken, damit ich im Internet danach suchen werde.“

Literaturangabe:

Berufsbild: Die deutschen Bischöfe – Kommission für Erziehung und Schule, Nr. 3, 1983. Zum Berufsbild und Selbstverständnis des Religionslehrers.

Bildende Kraft: Die deutschen Bischöfe, Nr. 56, 1996. Die bildende Kraft des Religionsunterrichtes.

Herausforderung: Die deutschen Bischöfe, Nr. 80, 2005. Der Religionsunterricht vor neuen Herausforderungen. Religionsunterricht: Beschluss der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, 1974. Der Religionsunterricht in der Schule.

Anmerkungen:

- ¹ Ab dem 14. Lebensjahr erwerben die Schülerinnen und Schüler (in der Regel) in Deutschland die uneingeschränkte Religionsmündigkeit. Sie beinhaltet das Recht, aus der bisherigen Religionsgemeinschaft auszutreten, aber auch das Recht, sich einer anderen Religionsgemeinschaft anzuschließen. Auch eine Abmeldung vom schulischen Religionsunterricht durch den Schüler selbst ist ab diesem Zeitpunkt (nicht in allen Bundesländern) möglich.
- ² Solche Erfahrungen gibt es auch bezogen auf Priester und andere pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Aber genau die Möglichkeit, solche Erfahrungen zukünftig machen zu können reduzieren, sich zunehmend auf die Präsenz von RL im RU, und immer weniger auf Priester und hauptamtliche Laien.
- ³ Ein Religionslehrer, dem zuerst daran gelegen ist, den Glauben für seine Schüler lebensbedeutsam werden zu lassen und sie zu verantwortlichem Denken und Verhalten im Hinblick auf Religion und Glaube zu befähigen, kann das nicht ohne ein fundiertes theologisches Wissen. (Berufsbild, 6)
- ⁴ Die Frage nach der Spiritualität des Religionslehrers, wie sie in der Verlautbarung der deutschen Bischöfe – Kommission für Erziehung und Schule, Nr. 6, 1987 explizit betrachtet wird, unterstreicht den die Wissensvermittlung ergänzenden Auftrag.

Eine nie versiegte alte Lebensform in neuem Gewand

Für manchen Ortspfarrer sind sie eine echte Versuchung, denn mit ihnen könnte man endlich das leerstehende Pfarrhaus besetzen. Ordensleute betrachten sie nicht selten mit einem leichten Misstrauen.

Sie leben in der Einsamkeit einer Berghütte oder am Rande eines Dorfes, tragen Zivil oder einen ordensähnlichen Habit und gestalten ihr geistliches Leben aus sehr unterschiedlichen Quellen. Ihre Hauptaufgabe ist das Gebet, ihre Vorbilder finden sich meist in der Zeit der Frühen Kirche. Schweigen und Hören, die Stille und das Wort durchdringen ihren Tag. Ihr Leben versucht Zeugnis abzulegen von der geheimnisvollen Unergründlichkeit Gottes, der sich dem einzelnen kleinen Menschen in unbegreiflicher Weise schenkt, und von der Herrlichkeit des gekreuzigten Christus. Ihre Existenz betrachten sie mit dem Wissen um die Vorläufigkeit alles Irdischen; für ihren Lebensunterhalt müssen sie in eigener Verantwortung selber sorgen.

Gelübde legen sie nach Canon 603 CIC ab in die Hände des jeweiligen Diözesanbischofs, und den Menschen in „ihrem Bistum“ gilt ihr besonderes Gebet. Ihre Zahl steigt und der Begriff „Diözesaneremiten“ beginnt sich einzubürgern. So sollen sie auch im Folgenden bezeichnet werden.

Eremitin, Klausner oder Einsiedlerin, diese Formulierungen lösen bei den meisten Menschen sofort ein ganz bestimmtes Bild aus: Sind das nicht diese liebenswerten, aber doch sehr weltfremden Wesen, die am Rande eines Wäldchens leben, mit Kutte und Bart, und die immer nur beten? Doch dieses idyllische Bild ist eine Mischung aus den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts und einer gewissen Seh-

sucht der Menschen aller Zeiten nach behaglicher Ruhe und frommer Beschaulichkeit. Man könnte es auch die Sehnsucht nach einer Kuschelecke mit Jesus nennen. Doch das Leben eines Eremiten heute entspricht dem nicht, und es hat dieser romantischen Vorstellung auch nie entsprochen.

Eine nie versiegte alte Lebensform

Im Laufe der Kirchengeschichte entfaltete das eremitische Leben eine große Palette an Formen und Farben. Ebenso wie die Ordensgemeinschaften gab es Blütezeiten und Niedergänge. Doch es versiegte nie ganz, immer blieb Glut unter der Asche, die von Zeit zu Zeit erneut zu lodernder Flamme entfacht wurde.

So wurde es neu belebt im 20. Jahrhundert, nachdem es 100 Jahre anscheinend gänzlich versickert zu sein schien. In einigen Regionen war der Aufbruch so markant, dass sich verschiedene Bischöfe schon während des 2. Vatikanums dafür einsetzten, den Eremiten wieder einen kirchenrechtlichen Stand zuzusprechen. „Einen gewissen Widerhall dieser Stimmen kann man in den Dokumenten des Konzils hören, wo mit Hochschätzung vom ‚einsamen Leben‘ (vita solitaria) gesprochen wird: z.B. im Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens (1b) und in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche (43a). In der Arbeit am neuen CIC jedoch wurden diese Anregungen in vielleicht überraschender Weise aufgenommen.“

Während es im alten Kirchenrecht von 1917 keine Möglichkeit eines eremitischen Lebens gab ohne die Zugehörigkeit zu einem Orden, banden die Verfasser des CIC von 1983 mit dem Canon 603 diese Lebensform neu in das Kirchenrecht ein. Seit den Siebziger Jahren ist auch in Deutschland ein Neuaufbruch des eremitischen Lebens in verschiedenen Diözesen bekannt; vor allem seit Beginn der Neunziger gab es ein spürbares Ansteigen der Berufungen. Zurzeit sind es in Deutschland schätzungsweise 70 Gläubige, die einen eremitischen Weg gewählt haben. Zu etwa 80 % leben sie als Diözesaneremiten, 20 % sind

Ordenseremiten oder nicht institutionell gebundene Eremiten. Der überwiegende Teil aller eremitisch lebenden Gläubigen sind wahrscheinlich Frauen; genaue Zahlen existieren im Augenblick allerdings nicht.

Gerade in den letzten Jahren baten immer öfter eremitisch lebende Gläubige ohne Ordenszugehörigkeit die Gelübde nach Canon 603 CIC ablegen zu dürfen, um so die Gnade ihrer Berufung tiefer und fruchtbarer in die Kirche, in das Instrument des Heiles, einzusenken.

Dieses starke Bewusstsein vieler Eremiten und Eremitinnen, das Geschenk der Berufung für die Menschen und für den Aufbau des Leibes Christi empfangen zu haben, macht unter anderem auch deutlich, dass diesem Neuaufbruch nicht ein fromm verbrämter Wunsch nach einem kirchlich anerkannten Single-Dasein zu Grunde liegt. Eher ist in vielen Gesprächen mit Eremiten die tiefe Sorge spürbar, die hinter dem allgegenwärtigen Aktionismus von Gemeinden und Verbänden ein riesiges Defizit von Anbetung sieht, verbunden mit einer Unwilligkeit und Unfähigkeit, sich der nicht fassbaren, geheimnisvollen Größe und Liebe des Schöpfers zu stellen.

Eine sehr intensive Kurzfassung der eremitischen Lebensform nach c.603 CIC findet sich im Weltkatechismus im Abschnitt 921. Die Verfasser formulierten sehr dicht:

„Sie, die Einsiedler, zeigen jedem das Innere des Mysteriums der Kirche auf: die persönliche Vertrautheit mit Christus. Den Augen der Menschen verborgen, ist das Leben des Eremiten eine stille Predigt Christi. Der Einsiedler hat sein Leben ganz Christus übergeben, weil dieser für ihn alles ist. Es ist eine besondere Berufung in der Wüste, im geistlichen Kampf die Herrlichkeit des Gekreuzigten zu finden.“

Das neue eremitische Leben heute in Deutschland ist außerordentlich bunt. Es gibt einige, wenige Einsiedlerinnen, die so gut wie keinen Kontakt haben und gänzlich von der Vorsehung leben, also von Menschen, die sie unterstützen. In der Regel aber müssen sich

Diözesaneremiten ihren Lebensunterhalt selber erarbeiten. Der manchmal sehr schwierige Spagat zwischen Kontemplation in Zurückgezogenheit und dem Brotberuf gehört dabei meines Erachtens mit zu der diese Lebensform konstituierenden Askese. Doch trotz aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit ist es zurzeit im wirtschaftlich schwierigen Deutschland nicht so einfach, Arbeitsmöglichkeiten zu bekommen, deren Lohn ausreicht, um alle Kosten zu bestreiten und die mit der Lebensform zu vereinbaren sind. Denn weder Miete noch Lebensmittel oder gar die Sozialabgaben bezahlt der Bischof. Viele haben geringfügig entlohnte Tätigkeiten z. B. im Altenheim, Pfarrbüro oder Großküchen oder arbeiten als Küster. Manche wählen freie Berufe wie Übersetzerin, Lektorin, Schriftstellerin oder gestalten Meditationskurse und Vorträge. Natürlich werden vorzugsweise Möglichkeiten gesucht, die mit dem Bleiben in der Klausur verbunden werden können.

An zwei Kernpunkten soll nun im Folgenden ein Blick auf die Spiritualität geworfen werden.

1. Einsamkeit

Der Eremit steht allein vor Gott. Seine Einsamkeit, das Allein-Sein zwingt ihn, sich mit sich selbst zu konfrontieren: mit seiner Geschichte, seinen Stärken und Schwächen, mit seiner erlösungsbedürftigen Natur. Immer wieder, manchmal täglich, ja stündlich, versucht der Eremit, all dies anzuschauen, auszuhalten, im Gebet hinzuhalten und umwandeln zu lassen durch einen Gott, der sich in diesem Geschehen als der erbarmende und dem Menschen bedingungslos zugewandte Erlöser erweist.

„Im nächtlichen Schweigen stehe ich vor IHM – allein. Niemand, hinter dem ich mich verstecken kann. Niemand, den ich als Alibi vorschoben kann. Nur ER und ich. Manchmal ist diese Begegnung furchtbar. Manchmal ist es Liebe pur.“

Die Erkenntnis, nicht heil zu sein und der

Heilung zu bedürfen, gewinnt in der an Ablenkung armen Klausur oft große Brisanz. Hier standzuhalten und nicht zu flüchten oder spirituell auf Abwege zu geraten, dazu bedarf es eines gerüttelten Maßes an geistlicher Erfahrung. Kompetente geistliche Begleitung und ein Anfangsalter für Eremiten von nicht unter 35 Jahren wird darum von vielen Diözesaneremiten als wichtig und gut empfunden.

Dass der Eremit erfährt, wie gebrochen und unheil, wie zerbrechlich menschliche Lebensgestaltungen und Lebensumstände sind, das bedeutet: In dieser Lebensform setzt sich ein Mensch aus: körperlich, geistig, seelisch und riskiert immer wieder von neuem, dass nicht nur die geschönte Fassade Risse bekommt und zerstört wird. Sondern dass unausweichlich klar erkannt wird: Mensch-Sein bedeutet, ein kleines, nacktes, bedürftiges, ja jämmerliches Geschöpf zu sein, das absolut auf das Erbarmen Gottes angewiesen ist! Und dieser Vorgang ist nicht eine einmalige Erkenntnis. Er ist die Abfolge vieler kleiner und größerer, alltäglicher Konfrontationen mit sich selbst unter den Augen Gottes. Was hier letztlich trägt, ist nur ein allen Schmuckes, aller Girlanden und Lichterketten entblößter nackter Glaube an den, der größer ist als alles, was Menschen sich wünschen und vorstellen können.

Der endliche Mensch, der sich so erfährt als endlich, als im Tiefsten machtlos und klein, der sich nicht selbst die eigene Vollendung oder den anderen ihre Vollendung geben kann, der aber doch in sich diese unerbittliche Forderung vorfindet, vollendet zu sein, der erfährt zugleich die liebende, lockende Einladung, sich durch jemanden, der das eigene Sein völlig übersteigt, vollenden zu lassen. Mit einem Wort: Ihm geschieht Gnade! In der Stille der Klausur ist dies ein lebenslanger Weg, den der Eremit und die Einsiedlerin stellvertretend für die Vielen gehen. Dabei bekommen Stellvertretung und Fürbitte manchmal eine vorher nicht erkannte Dimension durch das Spannungsfeld der selbst durchlebten, existenziellen Probleme dieser Lebensform.

Die Notwendigkeit, den Lebensunterhalt selbst zu verdienen, hat eine nicht zu unter-

schätzende Rückwirkung auf das fürbittende Gebet und die Kontemplation. Wer um die kräftezehrenden Schwierigkeiten der Verbindung von kontemplativem Leben und Brot beruf aus eigener Erfahrung weiß, spürt der müden und halbherzigen Anstrengung eines Familienvaters um Gebet oder um den sonntäglichen Gottesdienstbesuch anders, einfühlsamer nach. Das treue Aushalten in der bedingungslosen Ausrichtung auf Gott in dieser Lebensform aber hilft über schwach erahnte Kanäle im geheimnisvollen mystischen Leib Christi, der Kirche, den Schwestern und Brüdern im Glauben, in ihren Schwierigkeiten standzuhalten.

2. Transzendenzarmut

Wer in die Stille der Einsamkeit (vgl. c.603 CIC) geht, und wer das über einen langen Zeitraum tut, begleitet von großer Einfachheit und manchmal sogar von existenziellen Mängeln, der erfährt sehr intensiv, wie fragil und brüchig die Lebensmodelle, die Wünsche und Sehnsüchte sind. Und wie sehr sich der Mensch danach sehnt, zu erfahren, was wirklich Wert hat, was trägt, was Sinn schenkt und was über den Tod hinaus seinen Wert behält.

Unsere Welt mit ihrem Trend zur Belieblichkeit, in dem alles gleich viel wert sein soll, alles machbar und alles erlaubt zu sein scheint, hat als eine Folge ein Schwinden der Sensibilität für das Heilige, für das, was unsere Welt übersteigt. Für die Transzendenz. Hier verstanden als theologischer Begriff, der Gottes Wesen und sein Wirken als die Welt und alles Wirkliche unendlich übersteigend denkt und der zugleich auch beinhaltet, dass dieser Gott jedem und allem als innerstes Geheimnis inne wohnt.

Der Eremit, der konsequent und ausdauernd seinen an Konsum und äußeren Glanzlichtern sehr armen Tag verlebt, gibt Zeugnis davon, was trägt und was einen tiefen inneren Frieden schenkt. Er gibt ein Zeugnis, dass Gnade existiert, ja, dass sie verschenkt werden will. Und dass diese Gnade einen Namen hat: Jesus Christus.

Die innige Vertrautheit mit diesem Christus, ohne die dieses Leben gar nicht möglich ist und die diesem Leben zu Grunde liegt und die durch dieses Leben immer mehr gefördert und gestärkt wird, diese tiefe Freundschaft zu Christus, zu Gott, trägt allein und hilft den Tag und das Leben zu bestehen. Sie schärft die Sensibilität für das, was hinter den Dingen liegt, was in ihnen verborgen ist und als Spur Gottes, als Zeichen seiner Anwesenheit wahrgenommen werden kann: Masken werden durchsichtig und der Gekreuzigte wird im Antlitz des Mitmenschen sichtbar. Sichtbar und in seiner Endlichkeit verstanden durch die manchmal mit ungeheurer Wucht anwesende Sehnsucht nach Unendlichkeit, nach dem, was wirklich Bestand hat. Aber auch schmerzhaft spürbar durch die verzweifelten Versuche der Menschen – auch der des Eremiten selbst –, das Irdische als Bleibendes zu gestalten.

Und hier treffen sich bei aller Unterschiedlichkeit in äußerer Lebensgestaltung und ausgefalteter Spiritualität die Diözesaneremiten des 3. Jahrtausends und der Wüstenvater aus der Frühen Kirche: beim uralten und die Einsiedlerexistenz zutiefst prägenden Begriff der Xeniteia, der in der letzten Zeit verstärkt in den Diskussionen über die Lebensform zur Sprache kam.

Diese innere Haltung des Gast-Seins, des Fremd-Seins des Christen in der Welt wird vom Eremiten bewusst und freiwillig gelebt; davon zeugt sein einfaches Leben, das von der Vorläufigkeit alles Irdischen geprägt ist. So wird der Eremit zur „stillen Predigt“, von der der Weltkatechismus spricht.

Eremitisches Leben im 3. Jahrtausend ist bunt und außerordentlich vielfältig. Und es lockte in den letzten Jahren häufig die Medien in Klause und Einsiedelei.

Vielen Berichten mussten Leser und Zuschauer entnehmen, dass Eremiten die letzten Abenteurer in einer durchorganisierten und technisch-kalten Welt sind: Exoten, die ihre spirituellen Sehnsüchte anscheinend in idyllisch-romantischer Umgebung stillen können. Die wirklichen Werte dieses Lebens wurden in der Regel nicht erwähnt. Aber Stellvertretung und Fürbitte und die Gnade eines

betenden Daseins bauen an der neuen Kirche mit, auch ohne dass es in Presse und Fernsehen bekannt wird. Nur die Menschen, die zum Gespräch in die Klause kommen, die ahnen manchmal etwas davon, wieviel Gnade in der Kargheit und Stille dieses Lebens liegt. Wie groß und tief beglückend die Vertrautheit mit dem ist, der allein Welt und Kirche und alle Menschen erhält.

Ab Juni 2006 erscheint eine erweiterte und aktualisierte Neuauflage des Buches der Verfasserin „Einsam und allein. Eremiten in Deutschland“ bei Aschendorff, Münster.

Anmerkungen:

- ¹ Marianne Schlosser, aus: Maria Anna Leenen: Einsam und allein. Eremiten in Deutschland. Leipzig 2001, 127.
- ² Maria Anna Leenen: Manchmal furchtbar, manchmal Liebe pur. Rheinischer Merkur 5/1995.

Kirche an einem ungewöhnlichen Ort

Landesgartenschau Leverkusen 2005

Erfahrungen

Gewöhnlich findet kirchliches Leben in Kirchengebäuden oder kircheneigenen Räumen statt. Gottesdienste und eine Fülle unterschiedlicher Veranstaltungen werden angeboten und man hofft, dass möglichst viele Menschen daran teilnehmen. Die Erfahrungen zeigen, dass die Teilnehmerzahlen bis auf einige Ausnahmen kontinuierlich sinken.

Deshalb gibt es immer wieder Bestrebungen, als Kirche auf die Menschen zuzugehen und sie dort anzusprechen, wo sie sich aufhalten. Krankenhaus- und Campingseelsorge sind zwei fast klassische Beispiele dafür. In jüngster Zeit wird in vielen Städten eine so genannte „Citykirche“ aufgebaut.

Auf einer Landesgartenschau einen Kirchengarten zu finden, ist nichts Außergewöhnliches mehr, sondern hat inzwischen eine gewisse Tradition. Dennoch ist eine Gartenschau als „Veranstaltungsort“ für Kirche schon deshalb eher ungewöhnlich, weil sie ein öffentliches Gelände ist, das für die meisten Menschen nicht mit „Kirche“ in Verbindung gebracht wird.

Außer einem zugewiesenen Ort gibt es keinerlei feste Strukturen. Diesen Ort zu nutzen und daraus etwas zu entwickeln, ist Chance, Herausforderung und Wagnis zugleich.

Für uns – die Evangelische und die Katholische Kirche in Leverkusen und Umgebung – hat es keiner langen Diskussionen bedurft, um uns auf dieses Wagnis einzulassen und damit die gute Tradition fortzusetzen. Es wurde auch bald beschlossen, das Projekt „Kirche auf der Landesgartenschau“ gemeinsam anzugehen.

Zielsetzungen

Die Landesgartenschau (LAGA) bot uns ein Forum, Kirche und ihre Botschaft einer breiten Öffentlichkeit nahe zu bringen und Menschen anzusprechen, die sonst von der Kirche nicht erreicht werden. Nach und nach kristallisierten sich für uns folgende Ziele und Schwerpunkte heraus:

- Die Kirche hat eine Kompetenz, Feste zu gestalten und zu feiern. Das Kirchenjahr bietet dazu vielerlei Anlässe. Diese Kompetenz bringen wir auf der LAGA in einen weltlichen Kontext ein, um damit die religiöse Dimension im Leben wach zu halten.
- Die Kirche ist auch ein Ort, an dem man verweilen, ausruhen, beten, sich besinnen und Schutz finden kann. Diesen Ort wollen wir den Menschen bieten.
- In einem speziellen Motto soll ein zentraler Inhalt unserer christlichen Botschaft deutlich werden.
- Gemeinden, Gruppierungen und Institutionen werden zum Mitmachen eingeladen und erhalten die Chance, sich an einem nicht alltäglichen Ort einzubringen.
- Möglichst viele unterschiedliche Menschen werden angesprochen: jüngere und ältere, egal welcher Konfession oder Religion, kirchendistanzierte und kirchennahe Menschen.
- Daher soll schon das äußere Erscheinungsbild einen offenen, einladenden und ansprechenden Eindruck machen und keine Hemmschwellen bieten.
- Besucherinnen und Besucher erhalten die Möglichkeit selbst aktiv zu werden.

In der äußeren Gestaltung des Kirchengartens, in der Auswahl des Mottos und den unterschiedlichen Angeboten haben wir diese grundsätzlichen Vorgaben umgesetzt.

Der Kirchengarten

Als Standort für den Kirchengarten schlug die Leitung der LAGA die so genannte „Grüne

Kugel“ vor, einen ohnehin geplanten Platz in der Nähe des Haupteingangs an einem der beiden Hauptwege und damit sehr zentral gelegen.

Die „Kugel“ besteht aus drei über 6 m hohen, nach innen gewölbten Stahlgitterkonstruktionen („Schalen“). Sie umgeben einen runden Platz, der von drei Wegen durchschnitten wird, so dass in der Mitte des Platzes eine dreieckige Fläche entsteht. Die „Kugel“ ist mit verschiedenen Rankpflanzen begrünt, deren Wachstum sich aber erst in den nächsten Jahren entwickeln wird, so dass erst dann wirklich eine grüne Kugel entsteht. Wahrnehmbar blieb während der Laufzeit der LAGA vor allem die Stahlkonstruktion.

Innerhalb dieser Kugel stellten wir ein blaues sechseckiges Zelt von 12 m Durchmesser auf, das durch ein Kreuz auf der Spitze deutlich als kirchlich erkennbar war. Das Zelt bot Schutz gegen Regen und zuviel Sonne und ließ sich je nach Wetterlage und Veranstaltungsart nach drei Seiten hin öffnen.



Unser Logo veranschaulicht in etwa das äußere Erscheinungsbild.

Der Innenraum des Zeltes war mit Bühne und Bestuhlung so eingerichtet, dass er variabel gestaltet werden konnte. Auf der Bühne brannte immer eine große Kerze. Die Besucherinnen und Besuchern konnten Tee-lichter dazustellen, in ein Gästebuch ihre Wünsche, Bitten und Bemerkungen eintragen und von einer Zettelwand einen Spruch aus der Bibel oder ein nicht-biblisches Zitat mitnehmen. Auf einem Tisch lag unser Flyer aus, der eine kurze Begrüßung, Texte zum Motto und zum Nachdenken enthielt.

Das Motto

Bei der Auswahl des Mottos bezogen wir den äußeren Rahmen und unsere Zielvorstellungen ein und legten nach sorgfältiger Überlegung als Motto fest: „Neuland entdecken –

... da berühren sich Himmel und Erde“. Damit nahmen wir auf unsere Weise das offizielle Motto der LAGA („Neuland entdecken“) auf. „Neuland entdecken“ hieß für uns, Lebensmöglichkeiten und Erfahrungen zu erschließen, die sich in der Begegnung zwischen Gott und den Menschen eröffnen. Dabei ist „Himmel“ zunächst ein mehrdeutiger Begriff (vgl. englisch „sky“ und „heaven“), der vor allem positive Assoziationen weckt. Er kann theologisch gefüllt werden, ist aber auch offen für Menschen, die der Kirche distanziert gegenüberstehen. Himmel und Erde berühren sich, wo Gott erfahrbar wird, biblisch gesehen ganz zentral in der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus. Himmel und Erde berühren sich, wo das Reich Gottes verwirklicht wird, wo Menschen Gottes Liebe weiter tragen und erfahrbar machen, einander begegnen, miteinander reden, beten, feiern; wo sie Freude und Sorge teilen können, in Berührung kommen – miteinander und mit Gott. Dies war unsere zentrale Botschaft.

Auch die äußere Gestalt des Kirchengartens diente schließlich mit dazu, unser Motto „... da berühren sich Himmel und Erde“ zu veranschaulichen: Die sehr offene Konstruktion der umgebenden „Schalen“ ließen eine „Weltkugel“ erahnen, doch der Himmel blieb überall sichtbar.

Der Kirchengarten sollte durchaus auch als Kirchengebäude verstanden werden: eine Art Kirche in moderner Gestalt. Die „Schalen“ konnten als Kirchenwände gesehen werden und symbolisierten damit eine offene, einladende Kirche: Sie ließ Einblicke und Ausblicke zu. Großformatige Fahnen mit dem Motto und unserem Logo brachten wir gut sichtbar in den Schalen an.

In Gottesdiensten und Gebetszeiten und bei manchen Aktionen wurde immer wieder das Motto aufgegriffen, so dass die damit verbundene Botschaft durchgehend eine wichtige Rolle spielte.

Erfahrungen

Wird die Planung gelingen? Funktioniert die Zusammenarbeit? Werden ausreichend haupt-

und ehrenamtlich Mitarbeitende gefunden? Werden die Besucher und Besucherinnen der LAGA den Kirchengarten annehmen? Können wir unsere Ziele erreichen? Alle diese Fragen standen am Anfang; sie lassen sich im Nachhinein mit einem klaren Ja beantworten. Einige unserer wichtigsten Erfahrungen im Einzelnen:

Lebendige Kirche

Das Konzept, den Kirchengarten durch Menschen lebendig werden zu lassen, ist voll aufgegangen. Über 100 Gemeindegremien, kirchliche Verbände, Chöre, Kindergärten, Schulklassen und viele andere Gruppen boten Musik, Kleinkunst, Theater, Tanz, Bibelquiz, Vorträge und Lesungen, Familientage, allerhand Kreatives, Spiele, Mitmachaktionen, usw. im Kirchengarten an. Die Gruppierungen beteiligten sich mit schätzungsweise rund 3000 Akteuren und gestalteten auf diese Weise 149 von insgesamt 177 Tagen LAGA mit größeren oder kleineren Programmpunkten.

Die Aktionen waren gut vorbereitet, viele sogar mit großem Aufwand. Dies macht deutlich, wie engagiert sich alle Mitarbeitenden eingebracht haben. An den übrigen Tagen war immer ein Präsenzdienst anwesend.

Viele Besucherinnen und Besucher haben die sehr unterschiedlichen Angebote wahrgenommen und auf diese Weise lebendige Kirche erlebt.

Hinweis

Eine ausführliche Dokumentation und Auswertung ist gegen eine Schutzgebühr von 3,- € zu erhalten bei:

– Karl Schäfer, An St. Andreas 5,
51375 Leverkusen, Tel. 0214/50699416,
Fax 0214/50699823,
E-Mail: andreas-referent@t-online.de
oder

– Ulrike Schalenbach, Otto-Grimm-Str. 9,
51373 Leverkusen, Tel. 0214/382-37,
Fax 0214/382-31,
E-Mail: ulrike.schalenbach@ekir.de

Ermutigung und Freude

Von den meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und den aktiven Gruppen kam die Rückmeldung, dass es sich gelohnt hat, einen Tag im Kirchenzelt zu verbringen. Sie fühlten sich in ihrem Engagement bestätigt und erlebten eine Möglichkeit, „Kirche in der Welt“ zu gestalten. Die zahlreichen Gespräche und Begegnungen waren für alle Grund zur Freude und nicht zuletzt auch Ermutigung: Wir Christen brauchen uns nicht hinter Kirchenmauern zu verstecken!

Ort der Stille und Besinnung

Kann es gelingen, inmitten von Besucherströmen auch einen Ort zu schaffen, wo Besinnung und Gebet möglich sind? Dies schien uns zu Beginn fraglich. Im Rückblick lässt sich sagen: auch dies war ohne weiteres möglich.

Zu den täglichen Gebetszeiten (12.00 und 17.00 Uhr) kamen durchschnittlich gut 20 Besucherinnen und Besucher, 50 zu den Gottesdiensten am Samstag (17.00 Uhr). Nur ganz wenige Gebetszeiten und Gottesdienste mussten mangels Beteiligung – meist wegen schlechten Wetters – ausfallen.

Viele Menschen haben für ein persönliches Anliegen eine Kerze angezündet oder ein Gebet in unser Gästebuch geschrieben. Viele haben sich auch durch unsere „Worte zum Mitnehmen“ und die Bilder und Texte unseres Flyers anregen lassen.

Es muss also nicht immer „Programm gemacht“ werden. Daneben sind offenbar auch Angebote zur Stille wichtig, Räume, in denen die Menschen ganz nach ihrem persönlichen Bedarf Andacht halten, beten oder sich einen Moment vom Alltag zurückziehen können.

Die Gästebücher (500 Seiten wurden beschrieben!) spiegeln besonders deutlich das Bedürfnis vieler Menschen wider, sich mit spirituellen Gedanken und Gefühlen auseinanderzusetzen. Auffällig sind die zahlreichen Gebete: Dank, Bitten, Fürbitten (darunter etliche Fürbitten für Verstorbene). Themen sind neben dem häufigen Wunsch nach Frieden

und Gesundheit alle möglichen Lebenssituationen: Krankheit, Tod, Scheidung, Streit, Schuld, Schulwechsel, Freundschaft, Beruf, Tages- und Weltpolitik, Schöpfung und Umweltzerstörung.

Die Menschen suchen also nach Gelegenheiten, um ihre Sehnsüchte, Ängste und auch ihre Freude ausdrücken und vor Gott bringen zu können.

Hohe Besucherzahlen

Von Beginn an war das Kirchenzelt gut besucht, die Angebote wurden angenommen. Die Rückmeldungen der Gäste zeigen, dass der Kirchengarten ein wichtiger Ort auf der LAGA war. Ca. 70.000 Menschen haben im Laufe der LAGA unseren Kirchengarten besucht. Das sind mehr als 10 % aller Besucher, was bei weitem unsere Erwartungen übertraf.

Wir führen dies auf verschiedene Faktoren zurück:

- die zentrale Lage des Kirchengartens an einem der Hauptwege,
- das meist weit geöffnete Zelt, in das man ohne große Hemmschwelle eintreten konnte,
- die einladende Atmosphäre des Raumes,
- die vielen interessanten Angebote und
- die ständige Präsenz wenigstens eines Mitarbeiters oder einer Mitarbeiterin.

Dabei zählten Menschen aus allen Altersschichten zu den Besucherinnen und Besuchern. Wie viele davon in welcher Beziehung zur Kirche standen, lässt sich nicht sagen. Wir vermuten aber, dass auch viele dabei waren, die wenige Berührungspunkte mit der Kirche haben und hier möglicherweise Kirche in einer positiven Weise erlebt haben. In unseren kirchlichen Räumen würden wir ihnen wahrscheinlich kaum begegnen.

Öffentlichkeit

Mit unserem Projekt „Kirche auf der Landesgartenschau“ konnten wir einige deutliche Ausrufezeichen in der Öffentlichkeit set-

zen. Auf der Landesgartenschau selbst stellte das 8 m hohe blaue Zelt einen Blickfang dar.

Durch eine gute, an manchen Stellen sicher noch ausbaufähige, Öffentlichkeitsarbeit konnten wir unser kirchliches Engagement auf der LAGA unterstreichen, sowohl in den inner-kirchlichen als auch in den außerkirchlichen Medien (Printmedien, Radio und TV, Internet).

In einer Mediengesellschaft brauchen wir als Kirche immer wieder ähnliche herausragende Ereignisse, um wahrgenommen zu werden.

Mit den Gottesdiensten auf der Großbühne zu Beginn und Abschluss und zu einigen kirchlichen Festen (Christi Himmelfahrt, Pfingstmontag, Fronleichnam und Erntedank) sowie mit einigen Großveranstaltungen (u. a. Chorfestivals, Eine-Welt-Tag) konnten wir zusätzlich die Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit erreichen.

Ökumene

Ein solch großes Projekt legte von Anfang an eine ökumenische Zusammenarbeit nahe. Alleine hätte keine der großen Kirchen es finanziell und personell bewältigen können. Es war schön zu erleben, wie selbstverständlich und ohne Reibungsverluste die Zusammenarbeit funktionierte. Dabei ist das Gefühl entstanden, dass wir nicht „die“ evangelische oder „die“ katholische Kirche repräsentieren, sondern vor allem die Kirche Jesu Christi. Wir haben in dieser Hinsicht viel Bestärkung von den Besuchern und Besucherinnen erhalten.

Ein Teil der LAGA

War die Zusammenarbeit mit den Verantwortlichen der LAGA gGmbH anfangs mühsam, bisweilen auch schwierig, so veränderte sich dies im Laufe der Zeit zum Positiven. Mehr und mehr erfuhren wir Entgegenkommen in vielen Dingen sowie Anerkennung für unsere tägliche Präsenz und das vielfältige und gut organisierte Programm und wurden so zu einem Teil der LAGA. Die Kirche wurde nicht direkt mit offenen Armen empfangen,

aber gute und konstruktive Arbeit durchaus gewürdigt, d. h. in einem rein weltlichen Kontext muss ein eigener kirchlicher Ort in gewisser Weise erst „erkämpft“ werden.

Übertragbarkeit

Natürlich gibt es nicht häufig die Möglichkeit, sich als Kirche an einem so großen Projekt wie einer Landesgartenschau zu beteiligen. Aber überall in großen und kleinen Städten und Gemeinden gibt es Feste und besondere Ereignisse. Nach unseren Erfahrungen lohnt es sich, Phantasie zu entwickeln, wie man sich auch bei derartigen „Events“ als Kirche ins Spiel bringen kann.

Auf die Menschen zuzugehen, für Kirche und damit natürlich in erster Linie auch für die Botschaft Jesu Christi öffentlich auf den Plätzen und Straßen zu werben, ist angesichts immer leerer werdender Kirchen noch viel zu wenig im Blick. Wir haben etwas „zu verkaufen“ und sollten nicht nur warten, bis die Menschen zu uns kommen. Dass man auch auf dem öffentlichen Markt bestehen und viele gute Erfahrungen machen kann, durften wir erleben.

Alles in allem: Es lohnt sich, als „Kirche“ in die Welt zu gehen, etwas Neues zu wagen. Die Menschen lassen sich auch an ungewöhnlichen Orten ansprechen und nehmen die Angebote gerne an. Wir können nur jedem Mut machen, sich auf einen solchen Weg einzulassen.

Literaturdienst

Josef Wohlmuth: Jerusalemer Tagebuch 2003/2004. Theologisch-spirituellpolitisch. Band 8 der Reihe Jerusalemer theologisches Forum (Hg. M. Bongardt u. a.) Aschendorff Verlag 2006, 231 S.; 34,80 EUR.

Wer als Christ, erst recht als Theologe nach Jerusalem kommt und wahrnimmt, was dort politisch, religiös und kirchlich los ist, wird mit Anfechtungen und Ärgernissen konfrontiert. Zugleich erlebt er eine Nähe zu den Themen seines religiösen Wissens und seiner Gläubigkeit, wie sie andernorts kaum empfunden werden kann. So greift man neugierig zu einem Jerusalemer Tagebuch, umso mehr wenn sein Autor ein herausragender Kenner und Beteiligter des theologischen Gesprächs zwischen Juden und Christen ist. Von September 2003 bis April 2004 war J. Wohlmuth zum zweiten Mal Studiendekan des Theologischen Studienjahres an der Dormitio-Abtei. Sein Tagebuch verwebt die Ebenen und Themen miteinander, die an diesem Ort vorkommen: Politik, Alltag, Frömmigkeit, Geschichte, Theologie und Kultur: Das Dauerproblem Israel/Palästina; die christliche Ökumene der in Jerusalem präsenten christlichen Kirchen; das Verhältnis der monotheistischen Religionen zueinander, die einzigartige Beziehung zwischen Judentum und Christentum; die Shoa und ihre Folgen, speziell aus der Perspektive eines Deutschen in Israel. Der Verlauf des Jerusalemer Studienjahres bringt theologische Fragestellungen hervor, die im Stenogramm anklingen sollen: Das Verhältnis des Alten Testaments zum Neuen, das nach der Katastrophe nicht mehr in den alten Schemata gedacht werden kann, hier Verheißung, da Erfüllung, hier Gesetz, da Evangelium, hier Leistung, da Gnade; im Land der Bibel ist zu erleben, dass beide Testamente kanonisch zusammengehören und auch so zu verstehen sind. In mehreren Anläufen die Gnadenlehre, die theologische Anthropologie: Rechtfertigung aus dem, was ein für allemal am Sühneort des Kreuzes geschehen ist; Gottes Allmacht und der freie Wille des Menschen; die „Mitwirkung“ des Menschen am Geschehen des gnädigen Willens Gottes; die Bestimmung der Freiheit des Menschen und die Korrektur ihrer individualistischen Verengung durch die westliche Aufklärung, auch angesichts jüdischen Denkens und muslimischer Lebenspraxis. Und dennoch kommt es auf den Einzelnen an, denn wer sich an einem Menschen vergeht, vergeht sich an Gott! Zur „Verarbeitung“ des Naziterrors nur ein Satz, der sitzt: „Im Land der Täter zumal kann die Verantwortung für das, was geschehen ist, nicht mit Berufung auf die Theodizeefrage abgeschoben werden.“

Das Jerusalemer Tagebuch ist ein Beispiel dafür, wie

ein Theologe als geistlicher Mensch durch die Liturgie des Kirchenjahres geht und dabei an einem für alle Gläubigen Juden, Christen und Muslime hervorragenden Ort seinen Glauben meditiert. Identifikatorisches Lesen legt sich nahe, ist aber nicht die einzig mögliche Leseweise. Übertragungen sind aufgetragen, Distanzierungen dabei selbstverständlich eingeschlossen, denn geistliches Leben wirft immer auch Geschmacksfragen auf. Wohlmuths Tagebuch ist für mich ein auf leise Weise spannendes Buch und ein Zeugnis dafür, dass der Glaubende immer ein Lernender bleibt.

Josef Herberg

Maria Eschbach: Glauben heißt der Liebe lauschen. Glaubenswege mit Gertrud von le Fort und Hans Urs von Balthasar. Begegnungen und Briefwechsel. Schöningh-Verlag, Paderborn 2005. 232 S.; 19,90 EUR.

Eine erschließende Begebenheit zu Beginn: In ihrer Arbeit mit Ordensfrauen trifft Maria Eschbach am Rhein bei Bad Honnef auf eine Skulptur, eine sitzende Kindfigur aus einem alten Krippenensemble. Die Ordensschwester bereiten ihr diese Figur, sie wird restauriert und mit Kleidern versehen, die, dem Jahreskreis der Kirche gemäß, diesem Gestalt gewordenen Bild des göttlichen Kindes Ausdruck geben. Das jeweilige Kleid in den Farben des liturgischen Jahres der Kirche spricht. Es erzählt am menschengewordenen Gott im Kind der Krippe von den Geheimnissen des Lebens Jesu, von Advent, Geburt, öffentlichem Wirken, von Wandern und Wunden, von Leiden, Kreuz und Tod, vom Karsamstag und, schließlich, vom weißen Kleid österlicher Auferstehungswirklichkeit (vgl. 73 ff.).

Diese Figur nennt Maria Eschbach den „*unus necessarius*“, den einen und einzigen, der notwendig ist, aus dessen Not und Tod Wendigkeit ins göttliche Leben erwuchs, neues, unvergängliches, ewiges Leben, eingepflanzt je jetzt schon unvergänglich in die Zeit, quer zur scheinbar zweidimensional abfließenden homogen-leeren Zeit.

Das göttliche Kind, das uns, im erwachsenen Jesus, beim Rangstreit der Jünger zuruft: „Wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind!“ (vgl. Mt 18) ist hierin Symbol zu einem Buch, in dem die Autorin ihren Lebensweg als Glaubensweg beschreibt, geprägt durch die Zeit der Nazi-Diktatur, die Nachkriegszeit, das Konzil der Kirche, die Zeiten der Brüche und Umbrüche in Politik, Gesellschaft und Kirche bis ins Jetzt – und in alledem gereift an profiliertesten Menschen im alltagslebendigen Gegenüber: Gertrud von le Fort als Dichterin aus christlichem Grund, Hans Urs von Balthasar, dem prägenden Theologen und Geistlichen auf ihrem Weg und,

für die Johannesgemeinschaft Adrienne von Speyr, die in die therapeutische Dimension gläubiger Existenz leitet.

In allem, was Maria Eschbach erinnert, schaut das „Kind“ hindurch, in vollem Realismus nüchternster Geschichtsbetrachtung ungeschönt, doch auch aus dem heiteren Goldgrund einer gnadenhaft erlebten zweiten Naivität im Glauben, der alles durchzieht in dem, was ihr Gertrud von le Fort, zu deren „Hymnen“ sie ihre Dissertation mitten im Krieg verfasst, einmal ins „Stammbuch“ schreibt: „... es war ihr, als sei Gott Mensch geworden“. (vgl. 157)

So lebt sie als Lehrerin und Dichterin, so wirkt sie politisch, poetisch, therapeutisch – in voller fachlicher Kompetenz, aber herzensgebildet durch das mit authentischen Glaubenszeugen geteilte lebendige Evangelium.

Die Schilderung dieser Zeugen des 20. Jahrhunderts erhalten darin den Charakter unfassender Lebensbilder, aus denen die o. g. Personen, wie durch ihren Spiegel gesehen, plastisch werden.

Die Kapitel im Blick auf die zudem erstveröffentlichten Briefwechsel zwischen Gertrud von le Fort und Hans Urs von Balthasar, sowie deren Briefwechsel mit der Autorin lesen sich, wie mir scheint, auf drei Ebenen:

1) als ein profundes Zeitzeugnis, spannend geschrieben wie ein guter Kriminalroman;

2) als ein Glaubenszeugnis im Dienst für das Evangelium der Kirche im Reflex dieser drei herausragenden Gestalten, die selbst in der Zeit und quer zu ihr standen, im Einsatz für die Sprach- und Heilkraft des geoffenbarten Wortes durch die zu verdichtenden Worte und Zeichen in der angenommenen Nachfolge Christi;

3) als ein freigelegter Zugang zur mystischen Dimension in scheinbar gottverborgener Zeit, die nicht esoterisch, vielmehr inkarnatorisch in Wort und Zeichen, Tat und Leben erscheint, vertieft durch vielfache Begegnungen mit weiteren Frauen und Männern der Kirche, deren Existenzform das Evangelium aufschließen bis ins Jetzt und Heute.

Ein aktuelles Buch also einer mehr als achtzigjährigen Frau, jugendfrisch wie die Kirche selbst, deren tiefstes liebendes Geheimnis kein Alter und kein Sterben kennt.

Markus Roentgen

Unter uns

Auf ein Wort

Mit dem Begriff der „göttlichen Lektüre“ meine ich die Fähigkeit, sich vor eine Seite der Heiligen Schrift zu setzen, um sie im Geist des Glaubens und des Gebets zu lesen, um die Fallen der zeitgenössischen Mentalität zu entlarven und die Fähigkeit zu haben, das Ganze der Wirklichkeit nach Sinn und Herz Gottes zu lesen. Dies wird in der Konstitution Dei Verbum des Zweiten Vatikanums allen Gläubigen ausdrücklich empfohlen. Dieses Projekt ist etwas Neues in der Geschichte der Kirche, weil es eine kulturelle Situation voraussetzt, die nicht typisch war für die früheren Jahrhunderte; vor allem die Fähigkeit jedes einzelnen Menschen, zu lesen und zu meditieren; darüber hinaus eine Bereitschaft, sich zur Einübung der persönlichen Reflexion und des Gebets erziehen zu lassen, die über das einfache Hören einer Predigt hinausgeht. Die lectio ist also ein Akt, der sich in der Kirche und in Gemeinschaft mit einer Kirche vollzieht; aber dies soll durch das Inkraftsetzen einer betenden und vernünftigen Subjektivität jedes Menschen geschehen ... Nur wenn wir unseren Glauben mit einer persönlichen Beziehung zum Wort Gottes nähren, werden wir in der Lage sein, schadlos die geistige Wüste der gegenwärtigen Gesellschaft zu durchschreiten.

*Kardinal Martini zur Bibellektüre heute
In: FAZ, 22. Oktober 2003, 39*

Das kleine Erlebnis

Es ist schon ein paar Jahre her. Beim Sonntagsgottesdienst in der Pfarrkirche zu Mittenwald am Karwendelgebirge in den oberbayrischen Alpen saß eine jüngere Frau mit ihrem kleinen Sohn vor uns.

Genau in dem Augenblick, als der Priester die Wandlungsworte sprach, flüsterte der Knirps seiner Mutter zu: „Mama, gibt es gleich als Nachtisch Pudding mit Himbeersaft?“

Ich konnte nicht anders, ich musste innerlich herzlich lachen über diese Frage just im heiligsten Augenblick der Messe. Und auch die Mutter war nicht böse, sie lächelte und nickte kurz.

Was wissen wir Erwachsenen schon von den Gedankengängen solcher Kinder, genau im für uns vermeintlich unpassendsten Moment ausgesprochen?

Dem Kleinen war sicherlich beim Anblick der Hostie sein Mittagessen eingefallen. War das so schlimm?

Gerade bei Kindern – aber nicht nur – verflechten sich auch bei Gottesdiensten weltliche und religiöse Aspekte schon mal ineinander.

In dieser Messe betete ich spontan für den Jungen, dass ihm in Kürze und auch später die Bedeutung der Worte Jesu in besonderer Weise aufgehe und er erkennen möge, dass Pudding mit Himbeersaft zwar ein wahrhaft schmackhafter Nachtisch, die Frohe Botschaft aber ein noch wichtigeres und bedeutungsvolleres *Hauptgericht* im Leben ist.

Hans Orth

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E